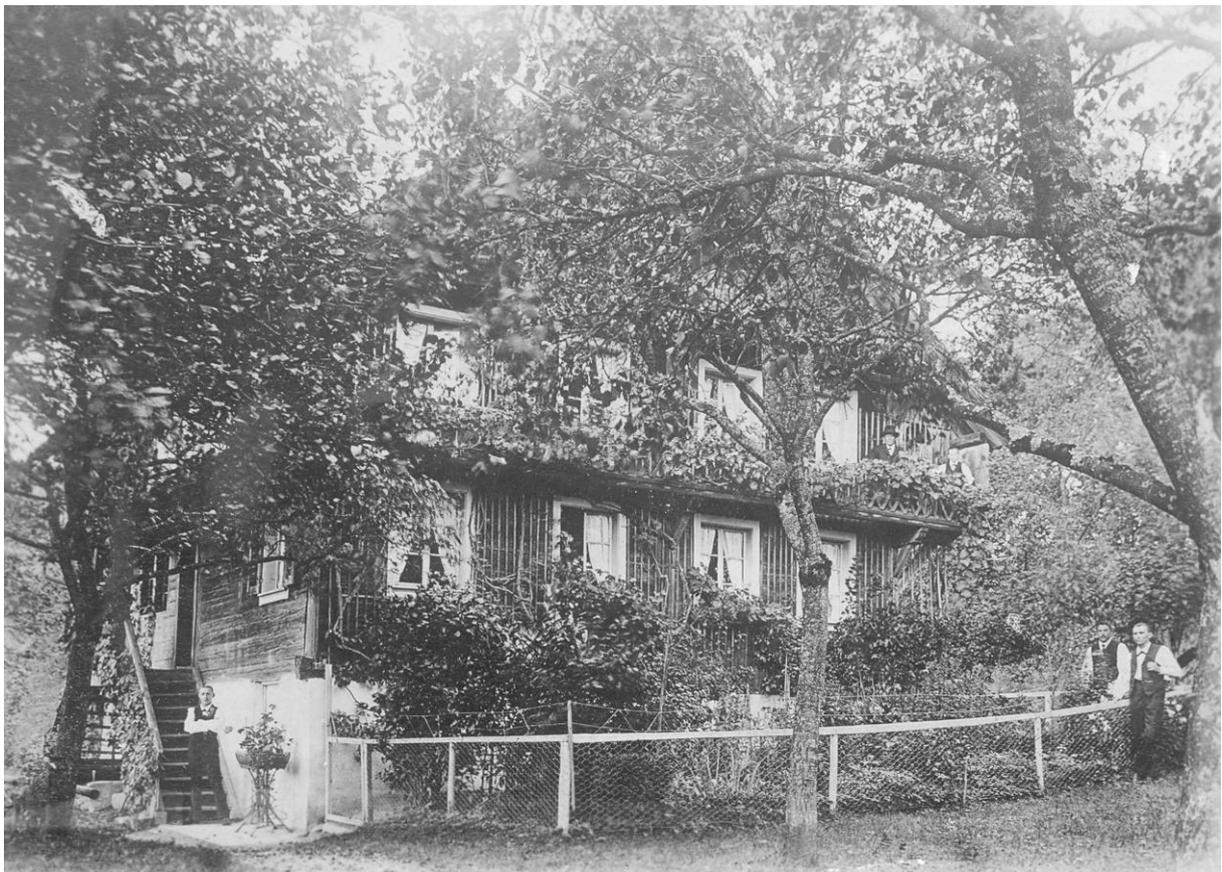


DIE HOFER VOM TANNENBODEN

90 JAHRE
GELEBTE ERINNERUNG



LENY BAER-WYSS

Die Hofer vom Tannenboden in Meggen

90 Jahre gelebte Erinnerungen

Erinnert und aufgezeichnet von Magdalena (Leny) Baer-Wyss, geb. Hofer,
geb. am 14.04.1925

redigiert, ergänzt und Layout durch Helena von Allmen-Wyss,
geb. 11.01.1951

Quellen:

- ❖ Stammmummern aus dem Stammbaum der Hofer von Meggen und Luzern, Ausgabe vom 31.05.2002. Siehe Anhang am Schluss des Buches!
- ❖ Ahnengeschichten für Magdalena Hofer, verfasst von Rita Naef-Hofer 2014
- ❖ Fotos aus Familienbesitz

Vorwort und Dank

Nach dem plötzlichen Tod meiner Schwägerin, Magdalena (Leni) Hofer-Wagner am 31. Oktober 2004, merkte ich nach verschiedenen Gesprächen und Fragen, wie wichtig es für die jüngere Generation wäre, mehr über die Zeit vor ihnen zu wissen, über die Hofers und deren Geschichte.

Von sieben Geschwistern waren 1997 nur noch Josef (genannt Sepp) geb. 12.08.1921 und ich, Leny, geb. 14.04.1925, am Leben.

Nach dem Tod seiner Frau Leni, musste die Familie mit Schrecken feststellen, dass Sepp, ihr Dädi, mein älterer Bruder, schon ziemlich stark an Demenz erkrankt war. Am 21. Februar 2008 starb er.

Nun bin ich alleine die Hüterin der Erinnerungen, die nun fast 90 Jahre umfassen. Vieles weiss ich auch nicht oder nicht mehr.

Einiges lässt sich durch die Ahnenforschung meiner Nichte Rita Naef-Hofer und durch die gezielten Fragen meiner Tochter Helena) ergänzen oder ableiten.

Ich versuche nach bestem Wissen und Gewissen festzuhalten, was ich weiss.

Es ist klar meine persönliche Sicht der Dinge, die ich als Jüngste von sieben Geschwistern, auf dem Tannenboden erlebt habe. Dies in harten Jahren des Existenzkampfes und der Kriegszeit.

Beeinflusst sind meine Erinnerungen sicher auch durch das Erzählen und Verhalten meiner Mutter und meiner Geschwister, die alle schon gestorben sind.

Wesentlich sind auch die vielen Gespräche in den letzten Jahren, die ich mit meinen Nichten Madeleine Velden-Hofer und Rita Naef-Hofer, den Töchtern meines Bruders Sepp führen durfte.

Vor allem Rita mit ihrem konsequenten Forscherdrang, brachte viele Erinnerungen zu Tage. In den langen Wochen, in denen wir meinen Bruder und ihren Vater Sepp auf seiner Reise ins Vergessen begleitet haben, sind wir Vielem auf die Spur gekommen.

Einiges wurde in ein neues Licht gerückt. Dadurch war Verzeihen und Vergeben und Ablegen von Belastendem möglich.

So bleibt mir, einfach Danke zu sagen für eine reiche Geschichte.

Ein grosses Dankeschön an meine Vorfahren, die nie aufgegeben haben, die Schweres ertragen und immer wieder vorwärts geschaut haben.

Ihre Geschichte hat es auch mir ermöglicht, aus Wenig ganz Viel zu machen. Ich blicke auf ein reiches Leben zurück, das ganz einfach begann, lange einfach blieb und von Arbeit bestimmt war.

Die letzten rund drei Jahrzehnte meines Lebens durfte ich einen sehr angenehmen Lebensabend geniessen mit vielen schönen Erlebnissen und Begegnungen.

Dies gelang dank einer robusten Gesundheit und dem Kontakt mit lieben Menschen. Dazu gehören in erster Linie meine beiden geliebten Ehemänner und meine fünf Kinder mit ihren Familien.

Ihnen allen und meinen Nichten und Neffen widme ich meine Geschichte.

Ich habe die Hoffnung, dass sie aus der Vergangenheit Kraft schöpfen und auf ihrem Weg auch wieder das Beste herausholen aus ihrem Leben.

Nun muss ich mich auch langsam auf meinen Abschied von dieser Welt vorbereiten. Ich kann im Frieden gehen, wenn es dann mal soweit ist. Mit Freude hinterlasse ich euch meine und eure Geschichte.

2017

Leny Baer-Wyss

Inhalt

- ❖ **Tannenboden – der Beginn mit Familie Josef Hofer-Zimmermann**

- ❖ **Johann oder Hans**
 Mein Vater, der zweite Bauer auf Tannenboden

- ❖ **Jugendzeit und Entwicklung**

- ❖ **Unglück und Krieg**

- ❖ **Neue Aufgaben und Herausforderungen**

- ❖ **Hausrenovation und Haushaltsführung**

- ❖ **Nach dem Krieg**

- ❖ **Sepp, der dritte Bauer auf Tannenboden**
 Entscheidungen und Erwachsenwerden

- ❖ **Lebensabend von Mutter Christina**

- ❖ **Pius, der vierte Bauer auf Tannenboden**

- ❖ **Tannenboden heute**

- ❖ **Die Autorin**

Tannenboden, der Beginn mit Familie Josef Hofer-Zimmermann

Die beiden Liegenschaften Vorder- und Hinter-Tannenboden in Meggen, entstanden erst nach der Allmendteilung von 1805 auf ehemaligem Allmendland, wie auch die Liegenschaften Buchmatt, Hochrüti, Kreuzbuch, Scheidegg, Rütli, Klösterli etc.

Dies berichtete die Gemeindepost Meggen im September 2005.

1884 kauften Alois und Josef Hofer den Hinter Tannenboden.

Diese Angaben erforschte meine Nichte Rita Naef – Hofer und hielt sie 2014 in einem Büchlein für mich fest «Ahnengeschichten für Magdalena Hofer».

Alois, der ältere der Brüder, 1832 – 1914, war ledig.

Josef war der Jüngste von fünf Geschwistern, die ich nachfolgend aufführe.

A.M. Rosa, geb. 1831 starb jung; Alois 1832 – 1914; Maria, geb. 1833 heiratete auswärts; Josef I. 1835 – 1835; Josef II. 1839 – 1908, der unser Urahne wurde.

Die beiden Brüder Alois und Josef, geboren in der Angelflüh-Ost, erwarben 1871 vom zukünftigen Schwiegervater von Josef, Justus Zimmermann aus Weggis, das Heimwesen Kurzenfohren in Meggen.

Josef, 1839 – 1908 unser Urahne, heiratete am 03.07.1871 Barbara Zimmermann aus Weggis, geb. 1852, gest. 1918.

Justus Zimmermann, der Vater von Barbara, arbeitete früher als Sänftenträger an der Rigi. 1861 kaufte er einen Anteil der Kurzenfohren in Meggen. Die Familie zog nach Meggen, wo auch die zehn Jahre jüngere Schwester von Barbara, Marie, geboren wurde.

Familie Hofer-Zimmermann wohnte nach der Heirat in der Kurzenfohren, wo in elf Jahren sieben Kinder zur Welt kamen. Ein Mädchen starb.

Im Frühling 1883 verkauften die Brüder Hofer die Kurzenfohren für 12 500 Franken und erwarben für 23 000 Franken die Scheidegg.

Diese wurde aber bereits im Dezember wieder verkauft, 200 Franken günstiger, als beim Kauf, weil nur noch drei statt vier Kühe im Stall standen. Die beiden Brüder Hofer konnten 1884 den Hinter-Tannenboden erwerben.

Auch Justus und seine Frau Anna Josefa zogen mit der jungen Tochterfamilie Hofer-Zimmermann auf den Tannenboden, wo Vater Justus 80-jährig 1887 an Altersschwäche starb. Anna Josefa starb 1890 im 70. Lebensjahr.

Die Hofers zogen mit sechs Kindern im Tannenboden ein.

Anna Barbara	geb. 23.07.1872
Mädchen +	geb. 29.09.1873
Josef	geb. 21.03.1875
Rosa	geb. 17.10.1876
Marie	geb. 08.06.1879
Jost	geb. 04.01.1881
Hans	geb. 11.01.1883

Die zierliche Barbara gebar auf Tannenboden weitere drei Buben, wovon einer tot geboren wurde.

Ulrich	geb. 02.12.1885
Knabe +	geb. 15.10.1890
Karl	geb. 11.06.1892 9.89.8



Familie Hofer-Zimmermann, Tannenboden ca. 1888

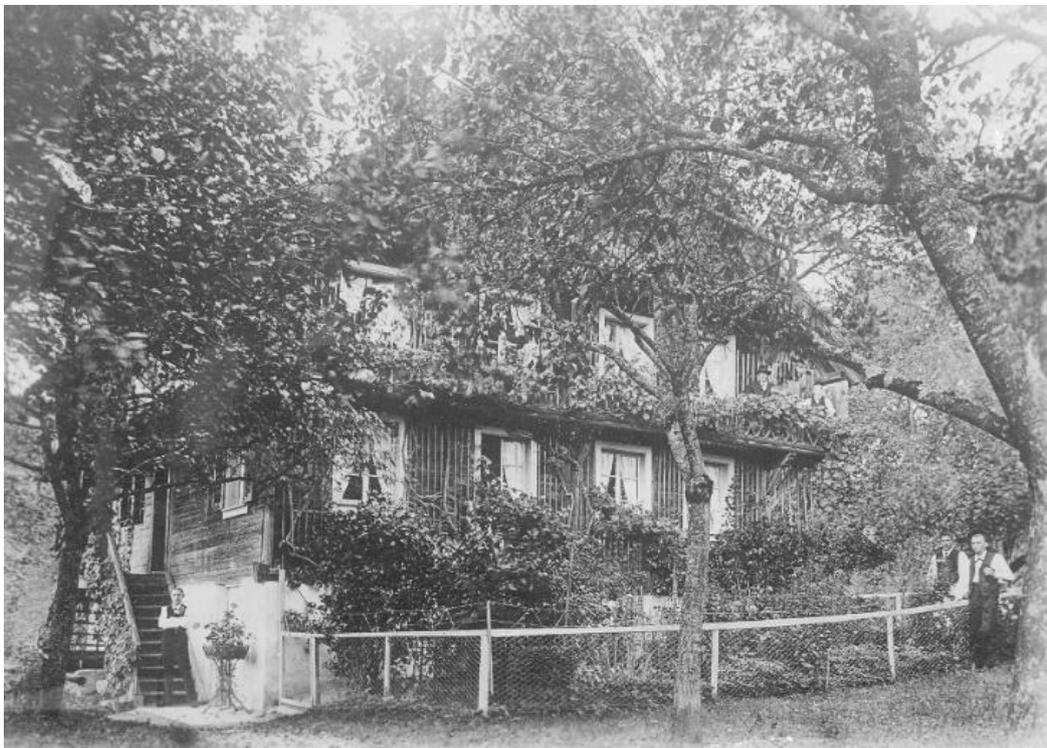
v.l.hinten: Anna, Barbara und Josef Hofer-Zimmermann, Alois Hofer

v.l. vorn: Rosa, Jost, Ulrich, Marie, Johann, Josef

Das Tannenbodenhaus, über 200 Jahre alt, stand früher auf der Grosshusmatt in Meggen. Es war ein offenes Rauchhaus, das heisst, der Rauchabzug war Trichter förmig offen über dem Kochherd bis zum Dach.



Tannenboden, ca. um 1900



*Tannenbodenhaus um 1907
(Einige Männer der Familie haben sich für das Foto aufgestellt)*

Das Haus hatte acht Kammern (Zimmer) auf drei Stockwerken. Jedenfalls war Tannenboden in allen Belangen grösser als Scheidegg und Kurzenfohren, die vorherigen Heimetli und Wohnstätten der Hofers.

Die Treppe in die oberen Stockwerke führte aus der Küche hoch, an der Nordwand, wo heute Spültrog und Wandschrank stehen. Die Böden und somit auch die Decken, früher «Dielen» genannt, in den oberen Räumen bestanden aus einfachen Brettern. «Läden» sagten wir dazu.



Familie Hofer-Zimmermann, Tannenboden ca. 1907, wahrscheinlich anlässlich der Primiz von Jost

v.l. hinten: Anna, Ulrich, Jost, Johann, Josef, Marie

v.l. vorn: Marie Zimmermann, Barbara und Josef Hofer-Zimmermann, dazwischen Karl, Alois Hofer, Rosa

Die meisten der acht Kinder konnten einen Beruf erlernen oder anlernen, Jost sogar studieren.

Anna, die älteste und der zwölf Jahre jüngere Bruder Ulrich arbeiteten in Luzern bei den Geschwistern Suter „Unter der Egg“, einem stadtbekanntem Obst- und Gemüsegeschäft.

Später konnten die beiden das Geschäft übernehmen.



Anna Hofer

Unter der Egg in Luzern

Ulrich hatte eine Familie mit zwei Söhnen und zwei Töchtern. Er starb 1930, erst 45-jährig. Seine Frau Anna, geb. Durrer und Sohn Otto, 22 Jahre alt und Tante Anna führten das Geschäft weiter.

1927 Familie Ulrich Hofer-Durrer



*v.li.:
Mutter Anna Hofer-Durrer, Anna, Otto,
Gertrud, Vater Ulrich Hofer und vorne
Marcel*

reservierte Person.

Ich erinnere mich aber gut an die Weihnachtspakete mit Köstlichkeiten, wie Feigen, Datteln und Mandarinen. Alles Früchte, die sonst nicht auf unserem Speisezettel standen.

Anna Hofer-Durrer war meine Taufpatin. Sie war eine eher

Anna Hofer, geb. 1872, übernahm 1932 den Haushalt bei Kaplan Jost Hofer, ihrem Bruder. Im März 1944 starb sie nach kurzer Krankheit (Leberkrebs), 72-jährig.



*Familie
Marie und Heinrich Scherer-Hofer
mit Tochter Marie*

Marie lernte Hebamme und heiratete 1906 Heinrich Scherer vom Lerchenbühl in Vorder Meggen. Zusammen bewirtschaftete das Paar den Hof Lerchenbühl in Pacht, bis der Eigentümer, der Sohn des verstorbenen Bauers und Neffe von Heinrich, volljährig war. Die zweite Pacht war Bergiswil in Hinter-Meggen.

Anfangs der Dreissigerjahre kaufte das Paar die Wirtschaft „Oberнау“ oberhalb Kriens und bewirtschaftete diese zusammen mit der einzigen Tochter Marie bis anfangs der fünfziger Jahre.

Onkel Heinrich war mein Taufgötti. Ich hatte kaum Beziehung zu ihm. Ein Erlebnis gibt es zu berichten. Nach einem Gottesdienst in der Magdalenen Kirche begrüßten wir, meine Geschwister und ich, Onkel Heinrich. Ich sagte artig: »Guten Tag Göttli«. «Ach ja, du bist ja mein «Gotteli», war seine Reaktion und er schenkte mir einen Zweifränkler.



Wirtschaft Oberнау, ob Kriens

*Marie Scherer-Hofer mit Nichte
Rösly li und Tochter Marie re*



Josef heiratete 1907. Er arbeitete viele Jahre ebenfalls „Unter der Egg“. Ihm war zur Hauptsache das Käselager anvertraut. In diesem Geschäft lernte er seine Frau Marie Hedwig Erni kennen. Das Paar hatte zwei Söhne, Josef , der bald «langer Seppi» genannt wurde und Walter

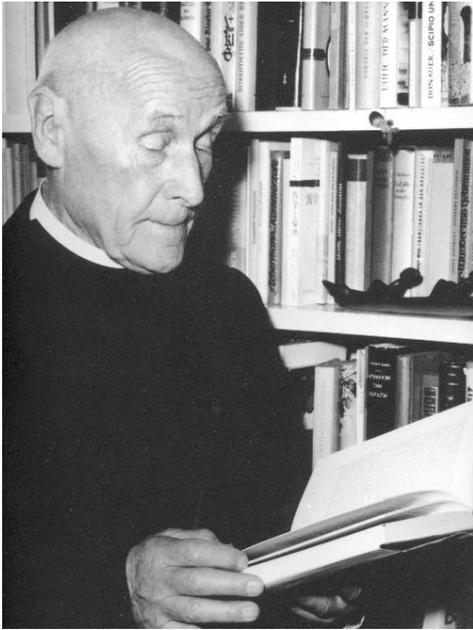


Familie Josef und Maria Hofer- Erni



mit Söhnen Walter und Josef v.li.

Jost feierte im Juli 1907 Primiz und wurde Pfarrhelfer im Hof in Luzern. 1914, kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrieges, übernahm er die Leitung des katholischen Jünglingsheimes am St. Karliquai in Luzern, was keine leichte Aufgabe war in den Kriegsjahren und den nachfolgenden Krisenjahren.



Stadtkaplan Jost Hofer mit seiner Nichte und Haushälterin Rösly, an der Furrengasse 9

1932 wurde Jost als Stadtkaplan in die Peterskapelle gewählt. Die Wohnung der Kaplanei befand sich an der Furrengasse 9, mit Blick auf die Reuss. Dort konnte Jost wohnen, bis ins hohe Alter von fast 98 Jahren. Er starb am 03.11.1978, bis zu Letzt wohlumsorgt von seiner Nichte Rösly Hofer.

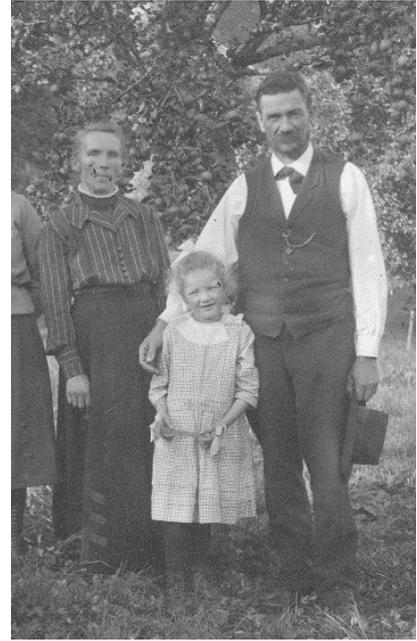
Rosa heiratete erst 1916 mit 40 Jahren.

Ihr Mann Adolf stammte aus der „Fischer-Hofer“ Dynastie in Meggen.

Die einzige Tochter Rösly wurde zwei Jahre später am 08.10.1918 geboren.

Die Liegenschaft Rotmatt war Eigentum von Adolf. Adolf verstarb 1930 erst 54 Jahre alt und im Dezember 1932 starb auch Rosa.

Adolf Hofer verkaufte noch vor seinem Tod den Hof Rotmatt an seinen Neffen Adolf Hofer.



Familie Rosa und Adolf Hofer-Hofer mit Tochter Rosa, genannt Rösly

Rösly wohnte fortan bei ihrem Paten und Vormund, Kaplan Jost Hofer, wo Anna, die älteste und ledige Hofer Schwester als Haushälterin amtete.

Karl, der Jüngste, erlernte wie Ulrich, den kaufmännischen Beruf. Nach den Lehr- und Wanderjahren wurde er in Horgen am Zürichsee sesshaft und arbeitete als Buchhalter bis zur Pensionierung im selben Betrieb.



Karl Hofer in jungen Jahren

Karl hatte eine Familie mit drei Kindern, die zwei Söhne Karl und Max und die Tochter Rosmarie.

Karl starb 1982 90jährig.



Rosmarie, Karl, Max



*Karl Hofer und
Maria Hofer-Eger*



Johann oder Hans, (9.89.6) auch Schang genannt

Mein Vater, der zweite Bauer auf Tannenboden

Hans kaufte 1907 das Heimet von seinem Vater Josef, der schon längere Zeit an Wassersucht litt (Oedem= krankhafte Ansammlung von Flüssigkeit im Leib oder den Beinen, bei Störungen des Blutkreislaufes oder Ernährungsstörungen).

An der gleichen Krankheit litt Jahrzehnte später mein ältester Halbbruder Hans, der von 1916 -1997 lebte.

Woher mein Vater Hans zu dieser Zeit das Geld hatte, um den Hof zu kaufen, war mir nicht bekannt.

Die Nachforschungen von meiner Nichte Rita ergaben, dass es total Fr. 25'000.- waren, davon Fr. 11'600.- alte Gülten. Der eigene Aufwand betrug Fr. 2000.- in bar. Die Restschuld von Fr. 4300.- musste über 15 Jahre getilgt werden. Dazu kamen sieben neue Gülten zu Fr. 1000.-.

Die sieben Gülten sowie die offenen Abzahlungen gingen 1908 als Erbe an die sieben Geschwister von Hans.

Vater Josef Hofer starb 1908, 76-jährig. Er erlebte zuvor noch die Priesterweihe und Primiz von Jost sowie die Hochzeiten von Seppi und Marie.

1912 kaufte Hans zum Tannenboden von den Geschwistern Sigrist, Neu-Klösterli, einen Anteil Vorder-Hochrüti mit Scheune dazu. Dieses Gebiet liegt im Oberland in Meggen, südlich der Landstrasse und wurde von uns immer „Allmendli“ genannt.

Ob Hans für diesen Kauf Geld aufnehmen musste? Gemäss Nachforschungen von Rita war der Kaufpreis Fr. 15'500.-. Davon waren Fr. 12'000.- mit Gülten belastet.

Übrigens wurde diese Familie Sigrist, unsere Nachbarn, «Schneider Bäni's» genannt, nach dem Beruf des Vaters.

Der Sohn, genannt Bäni Wisu, war nachfolgend Coiffeur und ebenfalls Schneider.

Als Schneider sassen Vater und Sohn wahrhaftig im Schneidersitz auf dem Tisch, wenn sie von Hand nähten; der Sohn bis in die 60er Jahre hinein.

Auf Tannenboden zog erst 1915 eine junge Frau ein, Marie Sigrist von der Burg, eine Cousine dritten Grades.

Ihre Mutter Barbara war auch eine geborene Hofer von der Bläuhalde. Sie war eine Schwester des Dichters und Poeten Fridolin Hofer.

Hans und Marie Hofer-Sigrist



1920 Kinder im Tannenboden

v.li. Cousine Trudi Hofer, Cousin Josef Hofer, Cousin Walter Hofer, Marie, Cousine Anni Hofer

vorne am Boden: Hans, im Wägeli Fridolin

Seit 1914 wütete der erste Weltkrieg und Hans war Wochen, ja Monate lang im Militärdienst. Zudem hatte er das Amt als Kirchmeier inne und war Sektionschef für Meggen, Adligenswil und Udligenswil.

Ich erinnere mich gut an das Stehpult in der guten Stube auf dem ein wichtiges und gewichtiges Buch lag, in das Eintragungen gemacht wurden. Ob es für das Amt des Sektions-Chefs oder des Kirchmeiers genutzt wurde, weiss ich nicht. Ich konnte damals ja noch nicht lesen.

Mit der jungen Frau Marie kam auch ihr Vater tagsüber, angeblich zum Helfen – aber ein gedeckter Tisch und das Mostfass im hinteren Keller seien die Anziehungspunkte gewesen.

Auch Kinder rückten an. Im August 1916 Hans junior, im August 1917 Marie und im Oktober 1918 Fridolin.

1919, am 24. November starb die junge Frau nach der Totgeburt des vierten Kindes. Es war ein Knabe.

Die Tannenboden Grossmutter Barbara, geb. Zimmermann, starb 1918. Sie hatte die letzten Lebensjahre bei ihrer Tochter, Marie Scherer-Hofer auf dem Hof Lerchenbühl verbracht, da sich angeblich Mutter Barbara und die Schwiegertochter Marie nicht besonders verstanden.



die drei Hofer Kinder 1920

Hans, Fridolin, Marie

im Hintergrund die alte Scheune

Das Chaos im mutterlosen Haushalt und in der jungen Familie muss gross gewesen sein. Haushälterinnen kamen und gingen.

1920 kam die 24-jährige Christine Heer aus Horw in den frauenlosen Haushalt.

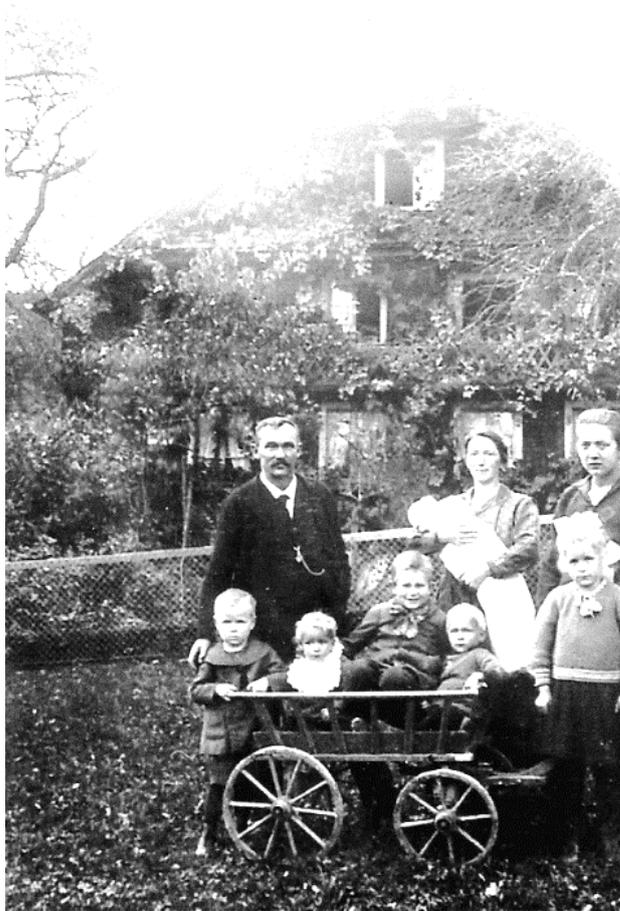
Ihr Wesen und ihre Schaffenskraft waren Balsam für den Bauer und Witwer Hans. Christina kümmerte sich liebevoll um die drei Halbweisen und um den Haushalt.

Fridolin, genannt Fredu, konnte damals mit fast zwei Jahren noch nicht laufen. Er hatte schwere Rachitis, genannt die Englische Krankheit (Kalk- und Phosphormangel).

Im Januar 1921 läuteten die Hochzeitsglocken für Christina und Hans.



Am 12. August 1921 kam Sepp auf die Welt und jedes Jahr ein weiteres Kind dazu; Andreas 1922, Anni 1923 und ich 1925.



*Familie Hans und Christina
Hofer-Heer mit sechs Kindern
und Haushalthilfe im Herbst
1923 vor dem Reben
umhangenen Tannenbodenhaus*

*v.l. hinten: Vater Hans, Mutter
Christina mit Anni, Haushalthilfe*

*v.l. vorn: Fridolin, Andreas, Hans,
Sepp, Marie*

Es gab viel Arbeit in Haus und Garten, auch beim Heuen und Obst ernten.

Damals war der Tannenboden, wie ganz Meggen, dicht bewachsen mit Hochstammbäumen, Kirsch-, Apfel- und Birnbäume.

Vater Hans hatte schon immer einen Knecht als Melker. Für die Saisonarbeiten wie Kirschenpflücken während etwa drei Wochen, Heuet und Emdet und im Herbst Obsternte und Mosten, wurden Tagelöhner angestellt. Alles war damals Handarbeit.

Da war es schon üblich, dass nebst der Familie noch 3-4 weitere Männer mit am Tisch sassen.

Anfangs durfte Christina sich noch eine Haushalthilfe halten.

Sie merkte aber bald, dass die Einnahmen kleiner waren als die Ausgaben. Ob Vater sich mit seinen Nebenämtern übernommen hatte oder bereits damals gesundheitliche Probleme hatte, blieb mir verborgen. Ich war noch zu klein.

Trotz des knappen Budgets und um die Gesundheit von Christina zu schonen, baute Vater nach einem sehr kalten Winter ausserhalb der Küche an der Nordwand einen Anbau. Die Stiege von der Küche nach oben, wurde im Anbau montiert, die Kuchendecke mit dem offenen Rauchabzug geschlossen. Damit wurde die Küche wärmer und grösser. Von der Haustür bis zum Kochherd wurde eine Wand eingezogen, damit die Bürobesucher, die zum Kirchmeier oder zum Sektionschef mussten, nicht gleich in die Küche traten. Dieses «Gängli» ist bis heute ein nützlicher Vorraum und Windschutz.

Als Ende 1925 in Horw ihre Stiefmutter starb, nahm Christina ihren Vater, Josef Heer, im Tannenboden auf, denn seine drei Söhne lebten im Ausland. Alois war in Südafrika, Hans und Jakob in Frankreich. Anna, die jüngere Tochter war in Sursee verheiratet und hatte in ihrer kleinen Arbeiterwohnung wenig Platz, wie ich es in meinen Jugenderinnerungen später noch schildern werde.

Der damals 57-jährige Ätti, wie Grossvater von uns genannt wurde, arbeitete in Haus und Hof mit, beim Heuen, Obst auflesen, Laub rechen und holzen. Als gelernter Schuhmacher flickte er auch für die ganze Familie die Schuhe. Dafür bekam er Kost und Logis und die Wäsche wurde für ihn gewaschen und geflickt.

Im Stall durfte Ätti nicht mitarbeiten, denn er war grob mit dem Vieh. Beim Holzen und dem Bündeli machen, konnte er seine Kräfte einsetzen. Mit diesen Arbeiten beschäftigte er sich, bis er weit mehr als 80 Jahre alt war.

Bündeli fertigte er noch, als er schon fast erblindet war. Auch war es seine Arbeit, die gekochten Kartoffeln am Vorabend zu schälen, damit es morgens Rösti gab. «Breusi» nannten wir die Rösti damals.

Ätti war auch ein Meister im «Kitten» von Fenstern. Die einfachen Glasscheiben hielten mit einer glattgestrichenen Kittfuge im Holzrahmen. Der Kitt trocknete nach Jahren aus und musste immer wieder ersetzt werden.



*Mutter Christina Hofer-Heer mit sechs Kindern
etwa 1924/25*

v.li.vorn

Marie, Sepp, Hans, Res, Anni, Fredu

hinten: Haushaltshilfe und Christine Hofer-Heer



Familie Hofer, Tannenboden, ca. 1926/27

*v.l. hinten: Vater Hans, Mutter Christina mit Leny,
Ätti, Josef Heer, der Vater von Mutter*

v.l. mitte: Marie, Anni, Res, Sepp

v.li. vorn: Fridolin, Hans

Um 1927/28 erkrankte Vater Hans. Er konnte kaum mehr bei den Feldarbeiten dabei sein. Vor seinem Tod, am 4. August 1932, lag er wochenlang oder gar Monate, krank im Bett.

Ich erinnere mich - ich war sieben Jahre alt - wie der Arzt ein bis zweimal in der Woche Visite machte. Er war ein feiner Herr mit Chauffeur und fürchtete sich schrecklich vor Hunden. So mussten wir immer, wenn das Arzt Auto auf der Strasse Halt machte, unsern „Prinz“ in den Keller sperren.

Unsere Mutter machte die ganze Krankenpflege alleine, nebst dem Haushalt und vielen andern Arbeiten und Aufgaben. Dass da oft in Haus und Hof ein Chaos herrschte, wie schon Jahre zuvor, wen wundert's.

Noch vor seinem Tod, vielleicht 1929 oder 30 verkaufte Vater einen Teil vom Allmendli. Dort stehen heute im Megger Oberland das Haus Riklin und Terrassenhäuser am Südhang.

Er kaufte vom Erlös einen Motormäher - die erste Maschine auf Tannenboden. Nebst dem Knecht, lernten die Buben früh mit dem „Rapider“ umgehen.

Ich erinnere mich auch, dass während Vaters Krankheit der Kachelofen in der Stube, mit der Ostwand im Schlafzimmer, abgebrochen und neu aufgebaut wurde.

An welcher Krankheit Vater litt und mit 49 ½ Jahren gestorben ist, wusste Mutter nicht, wie sie uns später erzählte. Ob es der Arzt gewusst hatte?

Mein Bruder Sepp behauptete einmal, als er schon über 80 Jahren alt war, Vater hätte es auf der Lunge gehabt. Ich denke eher, dass sein Herz nicht in Ordnung war.

Es gehörte wohl zu dieser Zeit, dass man solche Dinge nicht fragte und das Schicksal einfach annahm.

Der Tannenboden ging in die Erbgemeinschaft des Johannes Hofer selig über.

Diese umfasste die «Wittfrau» Christina Hofer-Heer, meine Mutter, die erst 36 Jahre alt war und sieben unmündige Kinder zwischen 7 ½ und 16 Jahre alt.

Witwen- und Waisenrenten gab es damals noch nicht.

Wir bekamen einen Vormund, Vaters Bruder, Kaplan Jost Hofer.

Es folgten harte Zeiten, denn auf dem Hof lasteten Schulden, trotz des Landverkaufes.

Aber Mutter Christina kämpfte, um uns das Heimet und das Vaterhaus zu erhalten.

Dieser Kampf war riesig mit den sieben Kindern. Die drei älteren, die Stiefkinder, wurden allmählich erwachsen und liessen sich bestimmt nicht mehr alles sagen.



Hans, Marie und Fredu um 1930/32

Mutter hatte selbst bereits eine sehr harte Kindheit und Jugend erlebt und war davon geprägt.

Sie war nur 6 ½ Jahre alt gewesen, das zweitälteste Kind, als die Mutter im Wochenbett des siebten Kindes starb.

Bald kam eine Stiefmutter ins Haus, die noch einen Sohn mitbrachte. Es folgten harte Jahre mit viel Arbeit und Beten, Strenge und wenig Liebe.



*Familie Heer in Horw
wahrscheinlich 1921, als Alois, 1. v.li. nach Südafrika in die Mission ging*

Christina Hofer-Heer, ganz rechts

Jugendzeit und Entwicklung

Eigentlich habe ich wenig konkrete Erinnerungen an meine Vorschulzeit auf dem Tannenboden.

Ich sehe mich noch, wie ich auf einem Fusschemel am Schüttstein stand und das Frühstücksgeschirr in einem Spülbecken aus Blech abwusch.

Zum Zmorge gab es immer Hafergrütze-Suppe und Rösti. Wer mochte, bekam noch eine Tasse Milch oder Milchkaffee und Brot dazu. Butter und Konfitüre gab es nicht.

Weil die Suppenteller wieder fürs Mittagsessen gebraucht wurden, mussten sie doch gewaschen werden. Sieben Kinder, Vater und Mutter, Grossvater Heer und mindestens ein Knecht, mussten täglich verköstigt werden.

Damals war ich 5-6 Jahre alt. Meine sechs Geschwister waren in der Schule. Die Schule begann im Sommerhalbjahr um 7.30 Uhr und einmal in der Woche war vorher noch Schulmesse.

Vater war zu dieser Zeit sicher schon kränklich. Ich erinnere mich, wie er in der Küche, mit einer Tasse Kaffee in der Hand, hin und her marschierte und mit Mutter, die am Rüsten und Kochen war, diskutierte.

Im April 1932, ich war damals gerade sieben Jahre alt, durfte ich auch in die Schule.

Hans und Marie, zwei der Halbgeschwister, waren bereits aus der Schule entlassen worden. Hans aus der zweiten Sekundarklasse und Marie aus der siebten Klasse.

Beide mussten nun auf dem Hof, im Stall und im Haushalt mitarbeiten.

Vater war zu diesem Zeitpunkt schon sehr krank und der Dorf Arzt kam ein bis zweimal pro Woche auf Visite, wie ich es bereits beschrieb.

Mitte Juli in diesem Jahr, zu Beginn der Sommerferien, durfte ich zu Mutters Schwester Anna in Sursee in die Ferien. Da gab es fünf Mädchen, meine Cousinen, zwischen sieben und einem Jahr alt. Die Tante war mit dem sechsten Kind schwanger.

Mein Auftrag war, mit den Kleinen zu spielen und spazieren zu gehen. Das war sehr ungewohnt für mich. Zu Hause die Jüngste von sieben Kindern und hier war ich auf einmal die Älteste und musste Verantwortung übernehmen.

Meine Cousine Anna, die älteste von den Surseer Kindern war zehn Tage jünger als ich und ziemlich rechthaberisch.

Eine Diskussion aus dieser Zeit ist erwähnenswert. Anna konnte nicht akzeptieren, dass ich älter war. Ihre Erklärung war ganz einfach: »Du hast am vierzehnten April Geburtstag und ich am Vierundzwanzigsten. Vierundzwanzig ist mehr, also bin ich älter.« Das war ihre Erstklässler Logik.

Wieso ich in diesem Sommer 1932 in die Ferien durfte oder musste, wurde mir erst viel später klar. Zu Hause war der Vater auf den Tod erkrankt.

Die Wohnung der Surseer Verwandtschaft, der Familie Jenni lag in einem kleinen Arbeiterhäuschen, das angeklebt an ein Bauernhaus war, östlich, ausserhalb des Städtchens, in der Münster Vorstadt.

Über eine steile Treppe kam man in die Wohnung und gelangte direkt in die Küche. Von dort führte eine Tür ins Wohnzimmer, damals Stube genannt. In der Mitte der rechten Stubenwand führte eine Tür ins Elternschlafzimmer und darin, an der Küchenwand eine weitere Tür ins Kinderzimmer.

Im Kinderzimmer standen zwei Betten und ein «Gutschli», wie wir das Kinderbett aus Holz mit Gitterwänden früher nannten. Ich musste mit Rösy in einem Bett schlafen. Die vierjährige Agnes schlief bei Anna im Bett. Frieda lag im Kinderbett und die Kleinste, Martly schlief im Elternschlafzimmer.

Es gab ein weiteres Zimmer mit zwei Betten auf dem Estrich. Dorthin gelangte man aus der Küche über eine steile Treppe. Zu dieser Zeit waren die Kinder noch zu klein, um alleine dort oben zu schlafen.

Das WC befand sich im Erdgeschoss, direkt neben dem Schweinestall.

Tagsüber mussten wir dieses stinkende Plumpsklo benutzen. Nachts durften wir im Zimmer auf die Nachttöpfe. Diese mussten dann jeden Morgen geleert werden.

Onkel Karl sahen wir am Morgen nie. Er war Heizer in der Ofenfabrik und musste deshalb früh raus. Dafür kam er schon mitten am Nachmittag heim.

Kurze Zeit nach der Heimkehr des Onkels, machte sich die ganze Familie jeweils mit Kinderwagen und Leiterwagen auf den Weg zum Schrebergarten, der bei der «Ofi» lag. Das war ein erheblicher Weg.

Im Garten wurde fleissig gejätet, geerntet, neu gepflanzt und gegossen. Gemüse und Beeren waren überlebenswichtig für die grosse Arbeiterfamilie.

Es war am 4. August 1932 über Mittag, als die Nachbarin und Bäuerin nach Frau Jenni, meiner Tante rief. Es sei soeben ein Telefonat von Meggen gekommen, meldete sie. Mein Vater sei gestorben.

Wer angerufen hatte, das weiss ich nicht. Ob es mein ältester Bruder Hans gewesen war oder der Ätti Heer?

Einfach war es bestimmt nicht, ein Telefonat zu führen. Den einzigen Telefonapparat in der Nähe vom Tannenboden gab es damals im Bürgerheim auf Blossegg, etwa vierhundert Meter entfernt.

Wann und wie ich nach Meggen zurückkam, das weiss ich auch nicht mehr. Von der Beerdigung habe ich nur noch die Erinnerung an die Kirche, die gefüllt war mit schwarz gekleideten Menschen.

Bald mussten wir wieder in die Schule und der Alltag begann wieder, wie vorher, vor allem für uns Schüler.

Allerdings mussten die Hausaufgaben immer bis abends warten.

Das Emd wurde Ende Sommer noch eingebracht und bald begann die Obsternte.

Auch auf dem Tannenboden standen, wie überall in Meggen viele stattliche Birnen- und Apfelbäume.

Das Pflücken des Tafelobstes sowie das Schütteln der Mostbirnbäume war Männersache, respektive die Arbeit meiner Brüder. Sepp und Res mit zwölf und elf Jahren, kletterten wie die Affen auf die hohen Bäume. Hans und Fredu, die Älteren waren nicht so frech.

Noch mit 83 Jahren kannte Sepp keine Furcht und stieg auf hohe Leitern, um an der Scheunenwand Reben auszubrechen oder die Trauben zu pflücken oder beim Lindenbaum Äste zu kürzen.

Das Auflesen des Obstes war Mädchen- und Frauenarbeit, bei der auch Ätti half.

Die Äpfel wurden nach Sorten in der Heubühneneinfahrt auf Stroh oder in Harassen sortiert und gelagert. Das war Mutters Revier, wobei wir Mädchen helfen mussten.

Wir hatten einige Obstkunden in der Stadt und im Dorf. Mutter führte genau Buch, wer wie viele Kilos bekam und zu welchem Preis.

Im Spätherbst 1932, nur drei Monate nach Vaters Tod, erkrankte Mutter an Bauchfellentzündung und lag während einiger Wochen schwer krank im Bett. Wahrscheinlich war sie völlig ausgebrannt von der Krankenpflege für Vater und all den Sorgen um die Existenz und der vielen Arbeit.

Ich erinnere mich, dass die Gemeindeschwester kam, um Mutter zu pflegen. Dass sie auch in der Küche zum Rechten sah und Anweisungen fürs Kochen gab, hauptsächlich für ordentliche Krankenkost, das war nötig, denn Marie, unsere Halbschwester war gerade etwas mehr als 15 Jahre alt. Ich war in der 1. Klasse und Anni in der 3. und wir hatten keine Haushälterin.

An Weihnachten durfte Mutter für ein paar Stunden aufstehen. Ich weiss nicht mehr, wer sich um die Weihnachtsvorbereitungen und Geschenke gekümmert hatte – es waren sowieso alles nur nützliche Sachen. Wahrscheinlich war es Marie zusammen mit Tante Anna, der ältesten, ledigen Schwester von Vater selig, gewesen. Das grösste Geschenk war jedoch, dass Mutter wieder gesund wurde.

Ein paar Tage nach Weihnachten brachte ein Nachbarsmädchen, eine Sekundarschülerin, für mich ein «Bäbi». Die Puppe war etwa zwanzig Zentimeter gross. Das war für mich eine grosse Freude und ein tolles Geschenk. Meine Schwester Anni und ich, wir besaßen keine Puppen.

Kurze Zeit später erklärte mir Mutter, ich wäre schon zu gross, zum «bäbele». In Sursee gäbe es kleinere Mädchen. Meine Tante hatte am 5. Dezember, das sechste Mädchen geboren, in der Zeit, als unsere Mutter krank war. Es stimmte ja schon, dass meine Cousinen kleiner waren. Aber diese Erfahrung, dass meine Puppe weiterverschenkt wurde, tat sehr weh.

Jahre später passierte meinem Bruder Sepp Ähnliches. Noch in der Schulzeit oder kurz danach bekam Sepp ein Schwyzerörgeli geschenkt, vom Grossonkel Hans Reinhard von Ennethorw. Sepp probierte ein paar Mal dem Örgeli ein paar Töne zu entlocken. Aber schon bald hiess es von Mutter: „Du hast keine Zeit zum Üben – und überhaupt, die Musiker!“ Dann blieb das Örgeli im Kasten liegen, bis Mutter es einem Musiker, Handörgeler, geben konnte – ob gegen Geld oder gratis? Fredu soll es mit einer Blockflöte ebenso ergangen sein. Die wurde auch nach Sursee gesandt.

Als Kind und Jugendliche waren diese Reaktionen schwer zu verstehen. Im Rückblick war es wahrscheinlich die dauernde grosse Sorge unserer Mutter, dass wir es mit dem Hof nicht packen würden, ohne Vater. Nur mit Härte und unserer Arbeitskraft konnte sie bestehen.



*Hofer Kinder, Tannenboden
1932 oder früher*

*v.l.: Fridolin, Sepp, Hans, Leny, Anni, Marie
und Hund Prinz*

Res fehlt auf dem Foto

Die Buben, alle vier, lernten schon früh melken und mähen sowie alle andern landwirtschaftlichen Arbeiten selbständig zu erledigen. Der Knecht, den Vater noch eingestellt hatte, ging zusätzlich als Klauenschneider auf die Stör. Er hatte Familie, zwei Buben und ein Mädchen. Er wohnte auf Scheidegg und brauchte einen Zusatzverdienst, um die Familie durchzubringen.

Mutter verlangte viel von uns allen, was an Pflichten und Arbeiten in Haus und Hof anfielen. Sie wurde auch immer von Onkel Jost, unserem Vormund, bestätigt und unterstützt.

Mit diesem harten Regime erntete sie Unzufriedenheit und Auflehnung bei ihren heranwachsenden Stiefkindern. Es gab immer öfters unschöne Szenen. Einfach war es sicher für niemanden.

Fridolin durfte nach der 1. Sek. in die Kantonsschule. Er wollte studieren und Priester werden. Schon in der 1. Sek. bekam er vom damaligen Vikar Lateinunterricht.

Jeden Morgen mit dem Velo nach Luzern oder zu Fuss bis zur Tramhaltestelle Dietschiberg und am Abend zurück, das war auch kein Schleck für Fredu. Er galt in der Familie als faul und bequem. Dass seine schwere Rachitits im Kleinkindalter Folgen haben könnte für seine Gesundheit, das wusste damals niemand.

Erst als er sich mit 65 Jahren einer Herzoperation unterziehen musste, stellte sich heraus, dass ihm sein Herzfehler immer Mühe gemacht hatte, auch wenn ihm das nicht bewusst gewesen war.

Dass er mit Herzfehler diensttauglich war und die RS absolvierte und seit Kriegsbeginn im September 1939 unzählige Wochen Aktivdienst leistete und sein ganzes Leben immer und überall Schwerarbeit erledigte, wundert mich noch heute.

Nun nochmals zurück zu Fridolins Kantijahr.

Eines Tages erwischte Mutter Fredu während des Aufgabenmachens beim Onanieren. Das war damals eine Todsünde.

«So „Einer“ gibt keinen Priester!» und ein anderes Studium kam ja sowieso nicht in Frage.

Mutters Ausspruch hörten wir später noch oft: „Wer arbeitet noch, wenn alle studiert sind?“

Ab sofort musste Fredu die Schule verlassen und arbeiten gehen.

Als Untermelker und Schweinehirt musste er fremdes Brot essen und harte Arbeit verrichten.

Welches Unrecht meinem Bruder damals aus lauter Unwissenheit und Angst vor der Übermacht Kirche geschah, wurde mir erst viele Jahre später bewusst, als mit der Zeit die Ansichten offener wurden und ich in verschiedenen Zeitungsartikeln über die Natürlichkeit des Onanierens las.

Eines Morgens war Marie verschwunden.

Die Polizei fand die 17-jährige in Littau bei einer bekannten Familie, die früher in Meggen auf Mühlegg gewohnt hatte.

Nach diesem Ereignis suchten Onkel Jost und Tante Anna in ihrem Bekanntenkreis eine Haushaltstelle für Marie. Im Geissmattquartier in Luzern, in einer kinderreichen Familie – das siebte Kind war gerade ein paar Wochen alt – wurde Marie aufgenommen.

Später folgten noch andere Haushaltstellen, so in Rippertschwand bei Neuenkirch, Sempach und Luzern.

Mutter und Marie hatten sich in der Zwischenzeit wieder versöhnt. Marie kam oft an freien Tagen heim. Hin und wieder brachte sie auch Freundinnen mit.

Wo Hans eine Stelle fand, weiss ich nicht mehr. Aber ich erinnere mich, dass er Unterschlupf bekam bei Tante Marie und Onkel Heinrich in der Wirtschaft Obernau.

Das Ehepaar ermunterte Hans, die landwirtschaftliche Schule zu besuchen, was er dann während zwei Wintern tat, wohl immer mit dem Gedanken, später als Bauer auf den Tannenboden zurückzukehren. Er war ja schliesslich der Älteste.

Einige Jahre hörten wir kaum etwas von Hans.

In dieser Zeit, 1934, erkrankte Mutter an einer schmerzhaften Nervenentzündung. Die ärztliche Kunst versagte. Ihre linke Hand und teilweise auch der Arm blieben gelähmt.

Wir Mädchen, Anni elfjährig und ich, neuneinhalb, mussten fortan nebst der Schule tüchtig und noch mehr als bisher, im Haushalt mithelfen.

Anni musste jahrelang Mutters schmerzhaften Arm am Abend mit Schnaps oder Salbe massieren. Dabei ist Anni oft, übermüdet wie sie war, eingeschlafen.

Wie schon erwähnt, hatten wir nebst Kirsch- und Birnbäumen einige Apfelbäume mit Tafeläpfeln. Diese mussten gepflückt und sortiert werden und wurden an Stammkunden und Neukunden im Dorf und in der Stadt, auf Bestellung, verkauft. Auf einem Zweiräderkarren, auf dem 8-10 Harassen Platz hatten, wurden die Kunden im Oktober beliefert: Bramberg,

Mühlemattstrasse, Geissmattstrasse und Hirschmatt-, Neustadt- und Sälistrasse, nur um einige Adressen zu nennen.

Wenn wir Glück hatten, konnten wir jeweils das Leergut gleich wieder mitnehmen. Das hiess, wir mussten die Äpfel selber von den Harassen in die Obsthurden im Keller der Kunden umschichten.

Oft war auch das Geld nicht bereit. So mussten wir ein zweites Mal hingehen.

Dieser Transport wurde von den Buben (Burschen) gemacht, meist ein grosser und einer der jüngeren. Oft durften auch Anni oder ich mit.

Für uns Mädchen war es eine Abwechslung, trotz des „Chrampfes“ und dem je einstündigen Fussmarsch in die Stadt und wieder zurück; der Heimweg dann meist in der Dunkelheit.

Dieser Obsthandel war ein wichtiger Erwerbszweig über viele Jahre.

Es war im Herbst 1932, als wir auf dem Heimweg vom Obsttransport nach Luzern bereits den steilen Giselistutz bewältigt hatten.

Beim Eggenhof, an der Grenze zwischen Stadt und Meggen, rannte uns der Hund nach und biss mich in die Kniekehle. Ich war ja zuhinterst, am Schieben des Karrens. Wahrscheinlich hatten meine Brüder den Hund schon öfters geärgert, wenn sie vorbeikamen.

Wir meldeten uns an der Haustür und Frau Baumgartner, die Bäuerin, legte mir einen Verband an. Wahrscheinlich durfte ich dann auf dem Karren sitzend heimfahren.

Wenige Tage später brachte Agatha, die Tochter von Baumgartners, ein paar schwarze Strümpfe und eine Schokolade vorbei.

Ich glaube nicht, dass ich wegen des Hundebisses zum Arzt ging. Die Narbe konnte man noch viele Jahre sehen.

Bei all der Arbeit kam für uns vier jüngere Kinder die Schule und das Aufgaben machen zu kurz. Der Besuch der Sekundarschule kam sowieso nicht in Frage. Das hätte zu viel zum Lernen gegeben und es hätte auch acht obligatorische Schuljahre bedeutet.

Also absolvierten wir jüngeren Kinder sieben Jahre Primarschule. Für Sepp und Anni waren es auf Gesuch der Mutter sogar nur sechs und ein halbes Jahr.

Was in diesem Sommerhalbjahr vergessen oder nicht gelernt wurde, das war für Mutter und den Lehrer nicht so wichtig. Wichtig war, dass wir arbeiteten und gehorchten.



1933 Erst-und Zweitklässler in Meggen bei Fräulein Müller

Ich sitze hinten in der Mitte (mit Zöpfen)



*5./6. Klasse bei Fräulein Lusser
Ich sitze hinten, zweite von rechts*

*Klassenfoto mit Hans und
Fridolin
wahrscheinlich Klasse von
Fridolin
Jg. 1918/19*



*Jg. 1918/19 Klasse von Fridolin
Es finden sich gleich alle Hofer Knaben vom Tannenboden auf dem Bild. Hans ist der fünfte von
links vorne, dann folgen Fridolin und Res. Sepp kniet in der zweiten Reihe rechts.*

Ein Klassenfoto kostete viel und war eine Seltenheit. So war es üblich, dass man fragte, ob man sich bei seinem Bruder dazu stellen könne.

Trotz der vielen Arbeit und der Strenge unserer Mutter, stahlen Anni und ich uns immer wieder Zeit zum Ballspielen. Einen harten Ball besaßen wir immer irgendwo. Sonntagnachmittag war das Spielen auch erlaubt.

Unter der Woche dauerte die Freude am Spiel jeweils nur kurze Zeit. Wir wurden gerufen und gefragt, ob diese oder jene Arbeit bereits erledigt sei.

Täglich wiederkehrende Aufgaben gab es viele. Berge von Geschirr waren zu spülen. Da am Mittag die Zeit oft zu knapp war, mussten wir nach der Schule das mittlerweile eingetrocknete, schmutzige Geschirr abwaschen. Auch die Pfannen und den Holz-Herd zu schrubbieren, war Knochenarbeit. Zwei bis dreimal täglich musste die Kiste mit Holzscheiten gefüllt werden und in der Küche neben dem Herd, der nie erlosch, deponiert werden.

Beim Holz-Herd musste das Wasserschiff immer gefüllt sein, damit jederzeit heisses Wasser zur Verfügung stand.

Das Jo-jo Spiel liebten wir, Anni und ich besonders. Das Jo-jo war sehr praktisch. Es hatte in der Schürzentasche Platz und war so immer spielbereit. Das Ding bastelten wir uns selber. Zwei grosse Knöpfe, aus der Knopfkiste, mit vier bis fünf Zentimetern Durchmesser, wurden mit Sternlifaden (Zwirn) zusammengenäht. Danach knüpften wir eine dünne Schnur hinein, die oben zur Schlaufe geknotet wurde und eng um die Mitte zwischen den Knöpfen aufgewickelt wurde. Mit etwas Übung und Geschicklichkeit konnte man das Jo-jo endlos rauf und runter spielen und immer neue Varianten erfinden.

Mutter war im Alltag sehr hart zu uns Kindern und äusserst sparsam mit Lob. Zärtlichkeiten kannten wir nicht.

Fridolin (früher Fredu) «chnorzte» bis zu seinem Tod mit 79 Jahren daran herum, dass er als Kind zu wenig Liebe bekommen hatte.

Er war ja erst zwei Jahre alt gewesen, als Mutter als Haushälterin auf den Hof kam. Kaum wurde sie seine Stiefmutter, folgten die jüngeren Geschwister in kurzen Abständen.

Im Rückblick muss ich erkennen, dass diese Härte unserer Mutter wohl ihr Selbstschutz war. Sie fürchtete wohl dauernd, der schwierigen Aufgabe letztlich nicht gewachsen zu sein. Schwäche konnte sie sich nicht erlauben.

Lob und Zärtlichkeit wurden in dieser harten Zeit generell schnell als Schwäche ausgelegt.

Und wie ich bereits schrieb, Mutters Jugend war auch von Härte und Entbehrungen geprägt. Etwas Anderes kannte sie gar nicht.



Tannenboden um 1935

*Aufnahme von Westen, links der Anbau
mit Schweinestall und Abtritt drüber.*

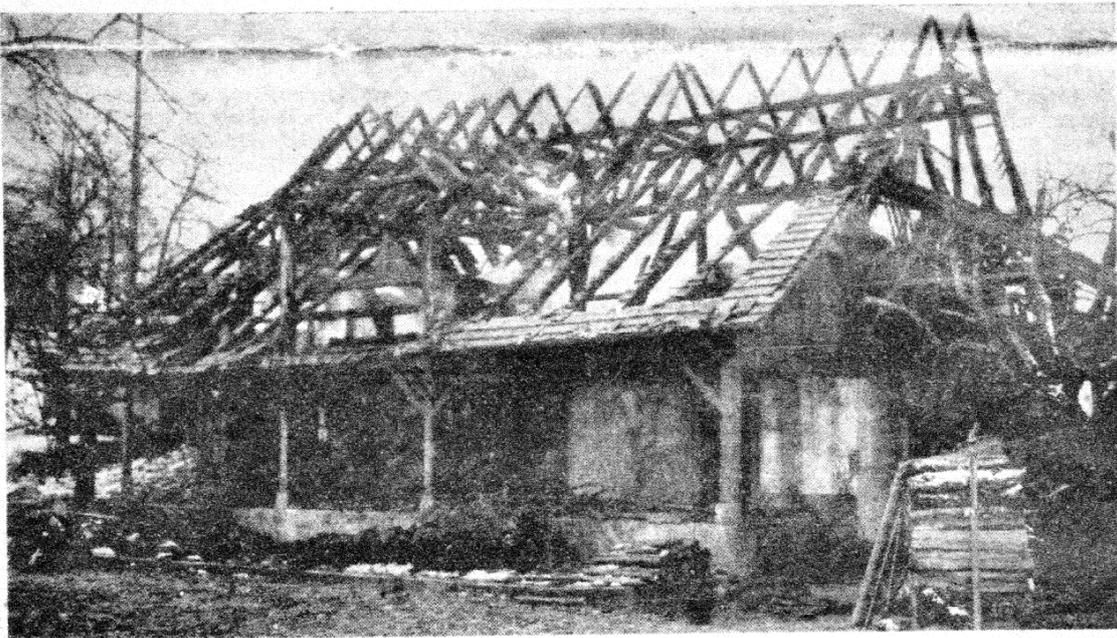
die Treppe ist noch beidseitig begehbar

*vor dem grossen Baum stehen
Anni und Leny*

Unglück und Krieg

Ein schreckliches Ereignis war, als am Morgen des 18. Februars 1937 unsere Scheune brannte.

Scheunenbrand in Meggen.



Phöt. Kellerdruckerei-Luzern

Meggen. (Korr.) Heute morgen, kurz vor sieben Uhr, brach in der der Familie Hofer gehörenden Scheune auf Tannenboden Feuer aus, dem das stattliche Gebäude innerhalb knapp einer Stunde fast bis auf die Grundmauern zum Opfer fiel. Die dank dem vorzüglich funktionierenden automatischen Feueralarm rasch auf dem Brandplatz erschienene Feuerwehr mußte sich darauf beschränken, ein weiteres Umsichgreifen des Feuers namentlich auf das nahe der Scheune befindliche Wohnhaus zu verhindern. Die Löschung selbst bildete beim Eintreffen der Feuerwehr ein einziges Flammenmeer, aus dem von den Futter- und Strohvorräten nichts mehr zu retten war. Das Vieh konnte da-

gegen rechtzeitig in Sicherheit gebracht werden. Ueber die Brandursache ist zur Stunde noch nichts Näheres bekannt. Der Schaden dürfte durch die Versicherung größtenteils gedeckt sein.

Eine Polizeinachricht meldet: In Meggen, Tannenboden, ist heute morgen, zirka 6 Uhr 50 Minuten die alleinstehende Scheune der Familie Hofer vollständig ausgebrannt. Das Vieh konnte gerettet werden, das Inventar teilweise. Versicherung ist vorhanden. Auf dem Brandplatze betätigte sich das Hydrant-Korps Meggen. Als Brandursache wird böswürdige Brandstiftung vermutet. Die Untersuchung ist im Gange.

Obwohl Sepp seit Tagen mit Grippe im Bett lag, stürmte er in die brennende Einfahrt und holte den kostbaren Rapidmäher heraus. Der Knecht und hilfsbereite Nachbarn trieben wohl das Vieh ins Freie. Jedenfalls kam kein Tier zu Schaden.

Der Brandstifter wurde angeblich nicht gefunden; aber der Knecht kündigte eigenartigerweise kurz darauf seine langjährige Stelle.

Als 12-jährige Schülerin schrieb ich nachfolgenden Aufsatz, zuerst in Dialekt und dann noch in Schriftsprache übersetzt, der eindrücklich das schreckliche Ereignis schildert.

E Bronst. Freiaufsatz.

Am 18. Februar isch aus d'Schür
azönt worde. Am Morge send d'Schöck
Aer und ich am 6 ufge. Am halb
bi 7 isch z'morge gmacht gse. Ich be
i Stall abe gange und ha grüeft. S'
Mannevolch isch cho. Am zeh vorse
nie het de Chnecht wölle i d'Schür
abe geh, aber er isch grad weder is
Hus ^{z'prens} i d'cho und het grüeft: „D'Schür
brönt!“ De Sepp het Grippe gha und
het am Morge länger gschlofe. Won
er das ghört het, nemt er e Satz
zom Bett us und leid d'Hose a. Er
sprengt i d'Schür abe und lod de „Ra-
pit“ use. Wo ich de Rauch gseh ha,
han ich lut afo brüele. Mir send
vors Hus abe gange und hend brüelet.

D' Noehbure hend gholffe, s' Ueh abloht.
Wo sie die letzte Chälber abglo hend
send scho Kiegel i Stall abe gheid. D'
Fürwehr esch sofort da gsie. Sie hend
grad ägfange sprötze. Oms Hus und d'
Schür esch grad alles voll Lüt gsie.
D' Fürwehrmanne hend s' Heu und de
Stroh use bärlet. Am Nomittaq hem
mer scho Bsuech ha. Sie hend wölle
cho luege, was gange sig. Am Obig isch
d' Fürwehr hei und ds Nacht hed
niemer gwachtet. I dere Nacht hed vo
üs niemer chönne schloffe.

Jetze isch d' Schür bald weder uf
boue. Met de Chüene sind mir scho
izoge.

Den 18. Mai 1937.

Oranlich!

Verbesserung: D' Schwescher.

v.

Ab nun ohne Knecht, übernahmen Sepp und Res, 16 und 15-jährig, die ganze Arbeit und Verantwortung für das Vieh und alle landwirtschaftlichen Arbeiten unter Regie und Überwachung von Mutter.



Stolz stehen wir auf der Westseite, vor der neuen Scheune.

*Von links: Leny, Bühlmann Erwin aus der Nachbarschaft, Fridolin, Sepp,
ev. Päuli Lindegger und Mutter*

Im Sommer 1937 war die Scheune bereits neu erbaut. Das Dach war nun von Süden nach Norden ausgerichtet und es gab einen grossen Stall.

Früher war das Dach von Osten nach Westen ausgerichtet und der Heustock wurde auf beiden Seiten der Einfahrt aufgeschichtet, denn darunter befanden sich zwei kleine Ställe.

Ich erinnere mich, dass die Holzarbeiten von der Schreinerei Krieger in Meggen ausgeführt wurden.

Die Meistersfrau kam mehrmals in den Tannenboden, um direkt Geld abzuholen für die geleistete Arbeit.

Ich denke, das zeigt, dass auch Handwerksbetriebe in dieser Zeit nicht nur auf Rosen gebettet waren.

Als meine Brüder, Sepp und Res, die verantwortungsvolle Aufgabe mit Melken, Füttern und Stall ausmisten übernahmen, mussten sie natürlich früh aufstehen. Die Milch musste um sieben Uhr in der schweren Brännte auf dem Milchbänkli an der Strasse bereitstehen. Dort wurde sie von der allgemeinen Milch Genossenschaft aus Luzern mit Ross und Wagen eingesammelt.

Dass die fünfzehn und sechzehn-jährigen Burschen einen guten, tiefen Schlaf hatten und den Wecker nicht immer klingeln hörten, war verständlich.

Mutter fühlte sich dafür zuständig, dass der Tag und die Arbeit pünktlich begannen. Das Rasseln des Weckers konnte sie aber selber nicht ausstehen. Ab etwa vier Uhr in der Früh schaute Mutter alle zehn bis 15 Minuten auf die Uhr. War es um fünf Uhr noch still im Haus, wurde Tagwache gemacht. Dann wurde ich geweckt, denn seit Vaters Tod durfte oder musste ich bei Mutter im Elternzimmer schlafen.

In der Stube nebenan musste ich mit einem Stock an die Decke klopfen, bis Anni, die im Zimmer darüber schlief, Antwort gab. Dann gab sie das Klopfsignal weiter, denn die Jungs schliefen im Dachzimmer.

Kurz nach sechs Uhr mussten wir Mädchen dann auch raus, um das Z'Morge zuzubereiten. Als erstes wurde im Kochherd das Feuer angefacht. Im Winter musste zusätzlich der Kachelofen für die hintere Stube eingefeuert werden, denn dort wurde gegessen.

Für die gute Stube gab es auch einen Kachelofen, der ebenfalls von der Küche her befeuert wurde. Dieser wurde aber nicht täglich eingeheizt. Dieser Ofen war auch unser Backofen. Darin wurde gedörft, Früchte und Bohnen. Die gute Stube diente für Besuch und besondere Anlässe. Auch war sie Mutters «Büro», wo sie ihre Papiere aufbewahrte.

Die Schlafzimmer waren alle nicht beheizt. Es gab nur etwas Wärme dort, wo der Kamin durchs Haus hoch führte.

Im ersten Stock am Kamin sass im hohen Alter Ätti, um seine Knochen aufzuwärmen. Da er sowieso kaum mehr etwas sah, störte ihn auch der dunkle Raum nicht.

16 und 17-jährige Burschen ohne Lehre oder Kantonsschule mussten während zwei Wintern die Bürgerschule besuchen.

Das hiess, einen Tag in der Woche mussten sie zur Weiterbildung in den Hauptfächern Staatskunde, Rechnen und Naturkunde in den Unterricht, der im Zentralschulhaus stattfand.

Ich erinnere mich, dass Sepp in diesen zwei Wintern öfters am Abend aus der Zeitung laut vorlesen musste, was eine grosse Qual für ihn war. War er wohl ein Legastheniker? Davon wusste man damals bestimmt noch nichts.

Zu den wenigen Fotos aus meiner Kindheit gehören die Kommunionenbilder. Es war eine grosse Ehre, Maria Fischer, Tochter des Sekundarlehrers als Kommunionen «Gschpänli» zu haben.

Es sind kostbare Erinnerungen von den wenigen gegenseitigen Besuchen, die Einblick in eine andere Familie gaben.



*mit meinem Kommunionen «Gschpänli» Maria Fischer
vor ihrem Elternhaus, dem Hübeli in Meggen*

*hinten v.li. Maria Wandeler vom Badhof
und Hedy Fischer*



Viele Zeit, um mit Nachbarn zu schwatzen, gab es nicht. Aber man kannte sich und pflegte soweit guten Kontakt.

Die nächsten Nachbarn waren die Familie von Schneider Bäni, die ich schon erwähnte und die Familie Bühlmann.



ca. 1939 am Zaun der «Gusti-Weid»

von links:

*Anni, die Nachbarskinder Alois und
Berti Sigrist von Schneider Bänis,
Leny und Res*

Im September 1939 war Mobilmachung, denn rund um die Schweiz herrschte Krieg.

Die fünf Kriegsjahre waren für alle Schweizer hart, für die Bauern und die Arbeiter.

Die Schweiz wurde total zur Selbstversorgerin. Es war Pflicht, dass jeder verfügbare Boden bepflanzt werden musste mit Kartoffeln, Gemüse und Salat.

Auch wir mussten, nebst dem Garten, Ackerbau betreiben, obwohl auf Tannenboden kaum ebenes Land vorhanden war und viele grosse Obst Bäume standen.

Beim Roden des Waldes – alles Handarbeit

*Die Fotos wurden von Frau Sigrist (Bänis) gemacht.
Deshalb ist ihr Bub Alois mit auf den Bildern.*



Bild links: Sigrist Emil, Ätti, Res, Sepp, Fredu



Bild rechts: Fredu, Sepp, Ätti, vorne Res



hinten: Mutter Christina, Res, Ätti, Anni, Hans, Bänis Alois

vorne: Bühlmann Erwin, Sepp, Fredu

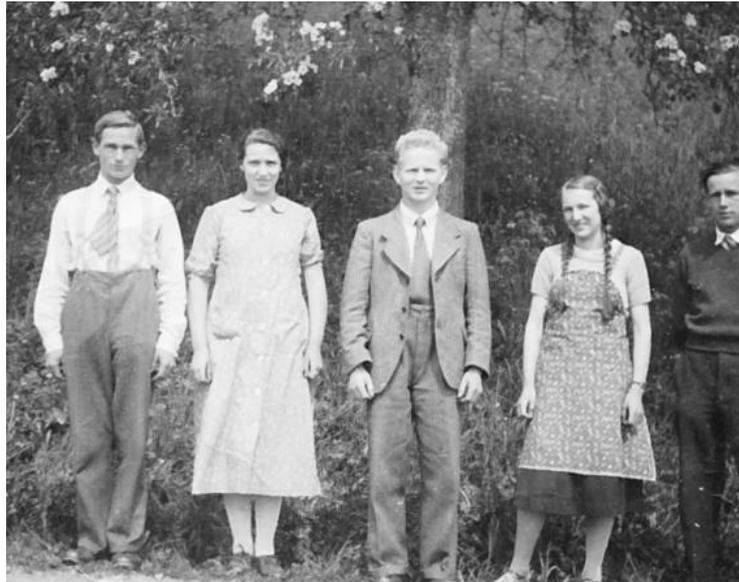


*hinten von li: Mutter Christina, Res, Ätti, Hans, Bühlmann Erwin, Sigrist Emil
vorn: Anni und Fredu*

Wir mussten Wald roden, alte Hochstammbäume fällen und das Ried meliorieren. Soldaten, die in Meggen im Dienst stationiert waren, pflügten mit Pferden den zähen Riedboden.

Fridolin war seit der Mobilmachung oft im Militärdienst. Sepp wurde bei der Aushebung für „Nicht Dienst tauglich“ erklärt. Ich meine, der Grund sei ein Leistenbruch gewesen. Er war schon etwas enttäuscht über den Bescheid. Auch Res wurde ausgemustert. Schuld war bei ihm das eine Bein, dass er als 1-1 ½ jähriger in den Speichen des Leiterwägelis verletzt hatte. Dieses Bein blieb zeitlebens dünner und schwächer.

Beide Brüder wurden dem HD (Hilfsdienst) zugeteilt und mussten ein- oder zweimal auch für einige Wochen einrücken.

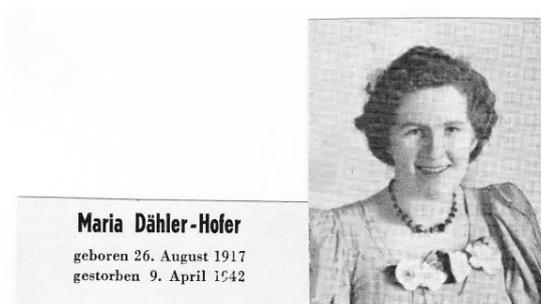


ca. 1939, von links: Sepp, Anni, Fridolin, Leny, Res

Marie, unsere Halbschwester, die bis dahin in verschiedenen Haushaltstellen gedient hatte, zog 1940 mit ihrem Freund, Josef Dähler nach Zürich. Er arbeitete in einer Ziegelei und Marie fand in einer Gärtnerei Arbeit. Das Klima und die Arbeit waren für ihren Körper und Zustand nicht gut.

Am 29. Juli 1941 brachte sie ein Mädchen zur Welt, nachdem sie am 16. Juni 1941 in Zürich geheiratet hatte.

Nach der Geburt des Töchterchens folgten für Marie Krankenbett, Kurwochen in Wald im Zürcher Oberland und wieder Spitalaufenthalte. Marie starb am 9. April 1942. Die ganze Leidenszeit war mehr als eine Erkältung. Heute würde man wahrscheinlich sagen, es war Lungenkrebs. Ich erinnere mich, dass man von einem «Strahlenpilz» auf der Lunge sprach.



Maria Dähler-Hofer

geboren 26. August 1917
gestorben 9. April 1942

In Zwischenzeit war die kleine der Maria-Christina, genannt „Christeli“ bei uns im Tannenboden, wo sie unser Sonnenschein war und sich gut entwickelte.

1942 Mutter Christina, Christeli (Maria)
Dähler und Anni



Im Spätherbst 1942 mussten wir die Kleine ihrem Vater zurückgeben. Er hatte eine neue Frau gefunden, die bereits einen zweijährigen Buben hatte. Es folgten noch drei weitere Kinder in dieser Familie. Später erzählte uns Maria – so wurde sie fortan genannt – dass ihre Jugend sehr hart gewesen war und die Kinder oft hungrig zu Bett mussten.

Neue Aufgaben und Herausforderungen

Nach dem Wiederaufbau der Scheune war es dringend, an eine Hausrenovation zu denken. Aber dazu brauchte es Geld.

Fridolin, der wieder zu Hause wohnte und Sepp, arbeiteten während zwei bis drei Wintern im Wald in einem Holzer Team von fünf bis sechs Mannen. Das war harte Arbeit bei Kälte und Schnee. Am Morgen begann es oft schon mit einem Fussmarsch von einer bis anderthalb Stunden bis zum Arbeitsplatz im Wald, je nachdem, wie viel Schnee lag und wo geholt wurde. Das Gebiet erstreckte sich über den ganzen Wald bis an die Grenze zu Küssnacht.

Res war in dieser Zeit daheim alleine für das Vieh und den Stall verantwortlich. Er verstand sein Fach gut.

Im Stall standen wahrscheinlich meist etwa zehn bis zwölf Kühe und gemolken wurde natürlich von Hand.

Immer, wenn eine Kammer frei war, versuchte Mutter diese an einen Zimmerherrn zu vermieten. Das brachte etwas zusätzliches Einkommen und wenig Arbeit, denn die Ansprüche der Mieter waren damals bescheiden.

Hans tauchte um 1940/41 wieder auf und hätte gerne den Hof übernommen. Er fragte mich, als jüngste Schwester, ob ich ihm den Haushalt führen würde, wenn er dann Bauer sei.



*um 1941 vor dem renovierten
Tannenboden*

*Sepp, Leny Fridolin, Mutter Christina,
Hans, Anni, Res*

Hans war es auch, der mir die Luzerner Tracht schenken wollte. Daraufhin durfte Anni für uns zwei Mädchen die Luzerner Sonntagstracht nähen.

Zur Tracht gehörten Kniestrümpfe, die aus feiner Baumwolle von Hand mit Lochmuster gestrickt wurden.

Da die Muster Konzentration erforderten, erlaubten wir uns ab und zu auch tagsüber eine Stunde zu stricken.

Eines Tages kam unerwartet Onkel Jost, unser Vormund zu Besuch und fand uns strickend vor. Seine Begrüssung war: «So, habt ihr heute nichts zu tun?» Nach seiner Meinung war Stricken nur Zeitvertreib und keine Arbeit.



*Stolz mit der Luzerner Sonntagstracht
Anni, Mutter Christina, Leny*



*Anni, Anni Bucheli, die beim
Nähen half und Leny*

Sepp und Hans vertrugen sich nicht gut. Sie hatten wohl sehr ungleiche Voraussetzungen, geprägt durch die schwierige Jugendzeit.

Die Anfrage von Hans beunruhigte mich sehr und ich fragte ihn, was dann mit Mutter und Ätti geschehen sollte, wenn er Bauer auf Tannenboden würde. Für ihn war klar, dass diese dann selber schauen, also ausziehen müssten. Mit Sepp war ja wohl auch kaum an eine Zusammenarbeit zu denken. Hans wollte alleine Meister sein auf dem Hof.

Wahrscheinlich haben diese Absichten den Kampfgeist unserer Mutter neu entfacht und sie setzte alles dran, dass der Hof weiterhin von denen bewirtschaftet werden konnte, die in der harten Zeit alles miteinander durchgestanden hatten.

1947 konnte die Hofübergabe an Sepp geregelt werden. Davon später mehr.

Ab Herbst 1941 wurde ich in die Calendaria (Kalenderfabrikation) nach Immensee zur Arbeit geschickt. Auch ich, als 16-jährige, musste Sommers und Winters um 6.15 Uhr aus dem Haus.

So war auf Tannenboden immer früh Tagwache.

Anni, der treue und fleissige Hausgeist, musste nebst dem Frühstück (Rösti und Milchkaffee) auch das Mittagessen bereithalten, für mich und die beiden Waldarbeiter.

Ich hatte nur einmal einen Versuch gemacht, in einem Restaurant eine Suppe zu bestellen. Aber täglich zwei Franken auszugeben, das lag nicht drin. Schnell entdeckte ich, wie meine findigen Arbeitskolleginnen zu einer warmen Mahlzeit kamen.

Zu unserer Tätigkeit gehörte das Aufkleben von Bildern auf die Kalender. Dazu musste der Leim dauernd im Wasserbad warmgehalten werden.

Sechs unserer Blechnäpfe mit Suppe oder Resten vom Vortag passten in die Wanne und konnten so gewärmt werden. Nur einmal kippte mein Kübel um und Leimwasser lief in die Suppe. Diese war natürlich nicht mehr geniessbar.

Die Jungs bekamen wahrscheinlich auch irgendetwas zum Aufwärmen mit in den Wald. Ein grosses Feuer machten sie immer, vor allem im Winter. Äste zum Verbrennen fielen reichlich an bei der Holzerei. So konnte auch eine Suppe gekocht werden, aus dem Päckli, die es von Maggi oder Knorr gab.

Vielleicht konnten sie sogar ab und zu eine Wurst braten. Wichtig war auch der Most. Der war nur im Herbst süss, danach vergoren, genannt «alter Most».

Anni kam oft an ihre Grenzen mit den vielfältigen Aufgaben.

Zudem waren viele Lebensmittel während der Kriegszeit rationiert. Vorräte hatten wir, so glaube ich, nur von unseren eigenen Erzeugnissen.

Alles andere musste nach Bedarf und Möglichkeit gekauft werden.

Wieviel Geld die zwei Brüder als Lohn heimbrachten, weiss ich nicht mehr.

Jedenfalls brachten sie viele schmutzige und zerrissene Kleider und Wäsche heim. Die Flickzaine wurde nie leer. Wieviele „Blätze“ wurden mit der alten Pfaff-Tretmaschine aufgenäht?

Ich arbeitete in der Calendaria in der Abteilung "Buchbinderei und Kalender" in Akkordarbeit. Pro Stunde konnte ich 80 Rappen bis 1 Franken verdienen, dies während 48 Stunden in der Woche. Auch am Samstag wurde bis Mittag gearbeitet.

Dazu kam der Arbeitsweg. Vom Tannenboden bis zum Bahnhof ging ich zu Fuss die zwanzig Minuten. Im Winter war es stockdunkel, denn es war Verdunkelung vorgeschrieben während des Krieges. Aber auch sonst hätte es auf der Strecke nur zwei, drei armselige Strassenlaternen gegeben. Mit der Bahn dauerte die Fahrt zehn Minuten. In Immensee folgte der nächste Fussmarsch von zehn Minuten.

Bis auf den letzten Rappen brachten wir alle unser verdientes Geld nach Hause. Kaum je bekamen wir ein paar Batzen als Sackgeld. In den Ausgang gehen, das war nicht Brauch bei uns.

Zum Glück durften wir im Gemischten Chor mitsingen, zuerst Fridolin und Anni. Mit sechzehn Jahren durfte auch ich mit. Am Sonntag gingen wir sowieso zur Messe. Das war damals noch Brauch und Pflicht. Also lag das Mitmachen im Chor drin und brauchte keine zusätzliche Zeit.

Nur das pünktliche Erscheinen am Freitagabend zur Probe war oft stressig, weil dieses und jenes nicht fertig war oder noch gemacht werden musste. Üblicherweise wurde erst um 19.00 Uhr oder noch später gegessen.

Während des Krieges gab es die Sommerzeit, um die Helligkeit optimal auszunützen. Dadurch wurden die Arbeitstage noch länger. Dazu kam die Verdunkelung, die nächtliche Wege zur Herausforderung machte.

In den zweieinhalb Jahren meiner Tätigkeit in der Calendaria habe ich viel gestrickt, im Zug und über Mittag. Unzählige Paare Socken und einige Pullover entstanden. Auf der Bahnfahrt schaffte ich es gerade, drei Reihen eines Pullovers auf den langen Nadeln zu stricken.

Kam ich mal früher nach Hause von der Arbeit, war ich automatisch für das Nachtessen zuständig, da Anni meist noch im Garten oder auf dem Feld arbeitete.

Am 4. Mai 1944 erkrankte ich an Blinddarmentzündung und wurde operiert. Es ging alles gut, aber ich hatte Bedenken, weiter in der Calendaria zu arbeiten. Die Papierstapel, die täglich herumgetragen werden mussten, waren sehr schwer.

Wenige Wochen zuvor war eine Arbeitskollegin an geplatzttem Blinddarm gestorben und etwa zur selben Zeit erlitt eine Schwester von Seppi Küttel, dem künftigen Mann von Anni, das gleiche Schicksal.

Wie lange ich damals krankgeschrieben war, weiss ich nicht mehr. Jedenfalls kam die Anfrage von Stadtkaplan Jost Hofer, unserem Onkel Jost, bei ihm in Luzern als Aushilfshaushälterin zu arbeiten, gerade richtig. Eine Haushälterin hatte gekündigt und er meinte, mein Einsatz würde nur wenige Wochen dauern. Es wurden aber zehn Monate daraus.

Onkel Jost erwartete damals seine Nichte und früheres Mündel Rösly Hofer zurück, die seit 1940 in Italien als Kinderfräulein arbeitete.

Als im März 1944 Tante Anna, die Schwester von Kaplan Jost Hofer und langjährige Haushälterin an Leberkrebs starb, war für ihn selbstverständlich, dass seine Nichte zurückkehren musste, um ihm den Haushalt zu führen. Trotz Kriegsende war Oberitalien aber noch von den Deutschen besetzt und die Grenzen geschlossen.

Insgesamt musste sich Onkel Jost fast zwei Jahre gedulden und mit Aushilfen vorliebnehmen.

Ich war froh, nicht mehr in der Fabrik arbeiten zu müssen. Ich hatte vom 19. September 1941 bis 4. Mai 1944 in der Calendaria gearbeitet.

In der neuen Aufgabe im Kaplanenhaushalt fand ich mich schnell zurecht, hatte aber einfach zu wenig Arbeit.

Die Monate in der Stadt beim Onkel Jost, zählen zu den einsamsten meines Lebens. Es gab wenig Kontakte und Onkel Jost war oft abwesend.

Ich war bisher gewöhnt, mit vielen Menschen gemeinsam zu leben und zu arbeiten. Auch wenn wir hart arbeiteten, alleine waren wir nie.

Wenn der Onkel nicht da war, durfte ich in der schönen Stube mit Blick auf die Reuss sitzen und stricken. Etwa jeden zweiten Nachmittag machte ich mich auf den Weg nach Hause, um im Tannenboden zu helfen. Anfangs marschierte ich zu Fuss, später hatte ich ein Velo.

Dem Onkel richtete ich alle Zutaten für die tägliche Teezeremonie auf einem Tablett her und brachte ihm bei, auf dem Gasherd selber Wasser heiss zu machen. So musste ich nicht mitten am Nachmittag schon zurückkehren.

Hausrenovation und Haushaltung

Anfangs der 40er Jahre konnten wir mit der Hausrenovation beginnen. Die Weinrebe, die seit Jahrzehnten an der Südseite des Hauses klebte, wurde entfernt.

Die beiden geschlossenen Lauben, auf der Ost- und Westseite wurden durch neue, offene ersetzt. Endlich konnten wir Wäsche aufhängen, ohne erst auf gutes Wetter zu passen und die Wäscheleine von Baum zu Baum zu spannen. Ob es damals auch neue Fenster gab, ich weiss es nicht mehr. Jedenfalls gab es Fensterläden, schöne weinrote, denen ich bis heute nachtrauere.

Noch vor der grossen Renovation des Hauses täferte Sepp die hintere Stube, deren Wände vorher mit einer alten, zerfransten Tapete beklebt war.

Eine tolle handwerkliche Leistung für das erste Mal! Nur bei den kleinsten Leisten und Ecken sah man, dass nicht ein Fachmann am Werk war.



Mutter, ca. 1940 vor dem Tannenboden, noch mit Weinrebe an der Südfassade – vor der Renovation

ca. 1942/43 der renovierte Tannenboden mit Emil Sigrist (Onkel von den Briefträgern Theodor und Willi Sigrist, Meggen) aus dem Bürgerheim, logierte einige Zeit im Tannenboden.



Wenn die Holzersaison zu Ende war, half Sepp auf dem Sitenhof als Tagelöhner. Dort war mal der Melker, mal der Karrer im Militärdienst.

Diese Aushilfsarbeit gefiel Sepp gut und er konnte einiges dazu lernen und gute Ideen und Ratschläge nach Hause bringen.

Auf dem Sitenhof gab es zwei Pferde zum Einspannen und fuhrwerken, aber auch einen Autotraktor, ein umgebauter PW. Sepp lernte auch, auf diesem fahren und irgendwann konnte er ihn kaufen. Für den Tannenboden war das ein Fortschritt, denn bisher wurden bei uns Kühe vor den Gras- und Heuwagen gespannt.



Vom Tannenboden-Gefährt gibt es leider kein Foto.

Unter dem Begriff «Autotraktor» findet man heute im Internet noch eine Reihe von Oldtimern.

So könnte er ausgesehen haben

Im Sommer 1945 kam Sepp auf die Idee, ich müsste den Traktor fahren können, damit es beim Heu laden leichter und schneller ginge für ihn. Ich aber hatte von Maschinen keine Ahnung und das Zehenspitzengefühl fehlte auch. So blieb es bei dem einen Versuch, denn Sepp fehlten Zeit und Geduld, mir etwas beizubringen.

Ich erwähnte bereits, dass die Schlafzimmer nicht beheizt waren. Deshalb wurden ab Spätherbst die Betten mit Barchent-Leintüchern bezogen. Dieser beigefarbene, aufgeraute Stoff fühlte sich wärmer an, als die kühlen weissen Leintücher, die man im Sommer brauchte.

Das Bett wurde mit einem Ober- und Unterleintuch bezogen. In das Oberleintuch konnte man sich gut einwickeln, denn die Bettdecken waren meist kurz und schmal. Im Winter spendete eine Wolldecke, die mit dem Oberleintuch eingebettet wurde, zusätzlich Wärme.

Die Bezüge für Kissen und Decken waren aus rotweiss kariertem Stoff, genannt «Kölsch». Dieser Stoff liess sich gut waschen und musste nicht so lange in Lauge eingelegt werden, wie die weisse Bettwäsche.

Die zwei Betten im Elternschlafzimmer wurden immer mit weisser Bettwäsche bezogen.

Pyjamas kannte man zu dieser Zeit noch nicht. Die Männer gingen im Winter in der langen Baumwoll Unterwäsche schlafen, die sie auch am Tag trugen. Eine Steingutbettflasche, die im Ofenloch aufgewärmt wurde, wärmte Körper und Bett.

Wir Frauen trugen lange Nachthemden. Im Winter waren diese auch aus Barchent. Unentbehrlich waren die gestrickten Bettsocken. Im Doppelpatent-Muster gestrickt, waren sie ein beliebtes Weihnachtsgeschenk.

Für Ätti und meine Brüder lagen zu Weihnachten immer lange warme Unterhosen und langärmlige Leibchen als Geschenk bereit. Diese Wäsche war aus «Henkelplüsch» gewirkt. Dies war ein innen grob angerautes Baumwollgewirk, vergleichbar mit heutigem Sweatshirtstoff, aber nicht so elastisch. Die Kleidungsstücke leierten sehr aus und die Passform war nicht besonders chic.

Ob es damals auch wollene Unterwäsche gab, weiss ich nicht mehr. Sie wäre sicher aber zu teuer und zu wenig strapazierfähig gewesen für Arbeiter und Knechte.

In einem so grossen Haushalt gab es immer viel Wäsche, obwohl die Betten nur drei bis vier Mal im Jahr frisch bezogen wurden.

Die Wäsche wurde im Sommer etwa alle vier bis sechs Wochen im Wösch-Hüsli, wo auch die Mosti stand, gewaschen. Alles war schwere Handarbeit. Im Winter wurde die Bettwäsche nicht gewaschen. Umso grösser war das Pensum dann im Frühling bei der ersten Wäsche.

Die Arbeitskleider mussten aber auch im Winter in die Wäsche und es dauerte Tage, bis die steifgefrorenen Hosen und Jacken trockneten.

Ab 1945 lernte ich das Waschen im Waschhaus. Das kann man sich heute kaum mehr vorstellen. In grossen Zubern wurde die Kochwäsche am Vortag in lauwarmes Sodawasser gelegt und musste über Nacht einweichen. Das Vorwaschen geschah am Waschbrett mit einer Bürste. Danach wurde die Wäsche im dauernd befeuerten Waschkessel sudweise gekocht.

Die Kölsch Bettwäsche musste nur für etwa eine Stunde in der Lauge baden.

Bis die schweren Betttücher und Bezüge gespült und ausgewrungen waren, das war Knochenarbeit. Die grossen Leintücher und Bettbezüge wrang man von Hand aus. Das ging am besten zu zweit. Ab und an gab es zusätzliche Hilfe von Stundenfrauen für die grosse Wäsche. Erstaunlich war, wie Mutter trotz ihrer lahmen Hand eine Technik entwickelt hatte, um beim Auswringen gleich kräftig mitzutun wie die andern.

Der Begriff «Waschfrauenhände» kannte man gut, wenn man einmal mitgeholfen hatte und den ganzen Tag nasse Hände hatte.

Bei der grossen Wäsche wurden Leinen, grobe Hanfseile, auf der Wiese vor dem Haus von Baum zu Baum gespannt. Dazu war die Mithilfe der Männer nötig, die mit langen gekreuzten Stangen die Wäschehänge in die Höhe spannten, damit das Tagewerk nicht am Boden landete und wieder schmutzig wurde.

Rund um Haus und Scheune gab es nur Naturwege, allenfalls mit Kies bestreut und Gras.

Die trockenen Leintücher wurden nicht gebügelt, sondern zu zweit glatt gestreckt und gefaltet. Es war ein tolles Erfolgserlebnis, das Resultat eines Waschtages zu sehen.

Wenn ich heute die wenigen Fotos von damals betrachte, bin ich immer wieder erstaunt, wie wir uns trotz schmalem Budget gut gekleidet haben.

Auf der Aufnahme bei einem Fotografen, ca. 1944 tragen Anni und ich schicke Kleider.

Der dunkle Wollstoff stammt von Kleidern der verstorbenen Tante Anna. Dazu kauften wir einen leichten altrosa Stoff, der geschickt kombiniert wurde, wie das Bild zeigt.

Es war normal, dass man alte Kleider auftrennte und in neue Kleidungsstücke verwandelte, wenn der Stoff noch gut war.

Auch geflickt wurde alles, so oft es ging.

Wenn die Leintücher dünn geworden waren, wendete man sie. Das hiess, man schnitt sie entzwei und setzte die noch stabileren Seiten in der Mitte neu zusammen. Waren die Löcher zu gross, setzte man aus Stücken ein neues Leintuch zusammen.



Leny ca. 1942



*Leny und Anni,
ca. 1944*

Wer machte all diese Arbeit?

Ich erinnere mich an eine Freundin von Mutter, die sie bereits in Horw gekannt hatte. Päuli, wie wir sie auch nennen durften, wohnte mit ihrer Familie ebenfalls in Meggen. Sie hatte eine Familie, zwei Mädchen und einen Knaben. Sie arbeitete zusätzlich als Waschfrau. Die Familie wohnte an verschiedenen Orten in Meggen. Ihr Mann war Chauffeur in einer Weinhandlung.

Päuli uns im Tannenboden, um Mutter zu helfen. Stundenlang sass sie an der alten, ratternden Nähmaschine. Sie flickte einfach alles. Für meine Brüder und Ätti die Oft besuchte Werktags-Kleider, Bettwäsche, Küchentücher, alles was anfiel. Für uns Mädchen nähte sie Schürzen. Schürzen gehören damals und bis weit in die sechziger Jahre hinein zur Alltagskleidung aller Frauen und Mädchen, die arbeiteten oder zur Schule gingen.

Wir hatten Päuli sehr gerne. Mit ihr war es immer kurzweilig. Ob Mutter Päuli Geld gegeben hatte für ihre Arbeit, weiss ich nicht. Sicher bekam sie Eier und Obst vom Hof.

1938 wurde Päuli meine Firmpatin.

Als meine Schwester Anni aus der Schule kam, übernahm sie diese Näh- und Flickarbeiten. Anni war ja auch sehr geschickt, wie sie mit dem Nähen unserer Trachten bewies.



*Leny 1939 oder früher
auf dem Milchbänkli an der Strasse*

das Haus ist noch nicht renoviert

Ich erinnere mich, dass nebst Päuli eine entfernte Verwandte von Mutter, Reinhard Marie aus Horw, ebenfalls für uns nähte.

Sie hatte Schneiderin gelernt. Da sie kränklich war, konnte sie keiner geregelten Arbeit nachgehen. Zweimal im Jahr kam sie für ein bis zwei Wochen in den Tannenboden zum Schneidern und Nähen. Die Schnittmuster zeichnete sie selber. Auf die Stör gehen, nannte man das.

Stoffe konnte man gut kaufen. Für Mutter gab es neue Blusen und für uns Mädchen neue Sonntagskleider.

Ab Kriegsbeginn brauchte man Textilmarken. Gute Stoffe aus Baumwolle oder Wolle waren kaum mehr erhältlich. Man brauchte Zellstoff, ein Naturprodukt, aus Holz hergestellt. Zellstoff dient auch als Grundstoff bei der Papierherstellung. Diese Stoffe waren nicht so schön und strapazierfähig. Wir waren froh, dass einige der bewährten soliden Tag-und Nachthemden, die schwierige Zeit überdauerten.

Als ich in der Calendaria arbeitete, erzählte eine Arbeitskollegin, dass ihre Schwester als Schneiderin Arbeit suche, am liebsten auf der Stör. So bekamen wir eine junge, moderne Schneiderin, die ab 1942 zu uns nähen kam. Bis 1945 zu Annis Hochzeit. Von ihr haben wir viel gelernt.

Später haben Anni und auch ich, vieles selbst genäht.

Mutter mit ihrem gelähmten Arm konnte diese Arbeiten alle nicht mehr ausführen.

Noch vor dem Krieg kam ein oder zweimal im Jahr ein Lumpensammler auf den Hof. Abgetragene und zerrissene Kleider, für die man keine Verwendung mehr hatte sowie alle Stoffreste wurden gesammelt und in Jutesäcke gefüllt. Diese wog der Händler und bezahlte nach Gewicht. Es gab immer ein paar Franken Erlös.

Ich meine zu wissen, dass die Stoffe dann in einem Reisswolf zu Putzfäden zerrissen wurden.

Die Matratzen auf unseren Betten waren alt und hingen durch. Fridolin konnte unsere Mutter davon überzeugen, die durchgelegenen Betten auffrischen zu lassen.

Auf dem Bauernhof, wo Fridolin gerade in Stellung war, lernte er einen Sattler kennen. Dieser kam dann für zwei oder drei Wochen zu uns auf die Stör, inklusive Kost und Logis. Seinen Arbeitsplatz richtete er im Waschhäuschen ein.

Die Matratzen wurden aufgetrennt und der Inhalt aus Seegras oder Rosshaar gut gelüftet. Der Bezug wurde gewaschen oder wenn nötig aus neuem Stoff auf Mass zugeschnitten und genäht.

Das Einfüllen und Stopfen der Matratzen war eine sehr anstrengende Arbeit. Zum Schluss wurden die Kanten abgenäht und in Abständen auch die ganze Matratzenfläche. Dazu brauchte der Sattler lange Nadeln und Ahlen und starken Zwirn oder Schnur. Alles dieses Werkzeug inklusive grossen Scheren und einer Tretnähmaschine brachte der Sattler mit.

Das war lustig, auf der neuen Matratze zu schlafen. Wo bisher ein durchgelegener Graben war, wölbte sich nun die Mitte längs zu einem kleinen Hügel. Nach einigen Wochen war die Matratze dann wieder flach.

Körperpflege und Hygiene waren nicht sehr gross geschrieben in der damaligen Zeit. Am Morgen gab es eine Katzenwäsche, mit dem feuchten Waschlappen über Augen und Mund. Fingernägel reinigen kannten wir nicht. In der 5. Klasse bei Lehrer Koller bekam ich einige «Tatzen», weil meine Hände Arbeitsspuren zeigten.

Zahnpasta und Zahnbürste – was war das? Unbekannt!

Wenn Anni und ich besonders fleissig gewesen waren, bekamen wir als Bettmüpfeli eine Reihe Schokolade. Uns gefiel das; den Zähnen weniger. Mit vierzehn Jahren musste ich zum Zahnarzt nach Küsnacht, der meine Räuberhöhlen im Mund flicken musste, wie er sich ausdrückte.

In den einfachen Kreisen war damals die Idee weitverbreitet, dass die dritten Zähne zur Aussteuer eines Mädchens gehörten. Man meinte, danach hätte

man für den Rest des Lebens nichts mehr zu tun mit den Zähnen und vorher käme es darauf nicht an, da man diese mit zwanzig sowieso ziehen liesse.

Ich trug während meiner ganzen Schulzeit zwei lange Zöpfe, die mir vorne über die Schulter fielen. Selten trug ich die Haare offen, wie an meinem Weisssonntag.

Ein Bubikopf kam nicht in Frage. Der hätte ja immer geschnitten werden müssen.

Nach der Schulzeit wurden die Zöpfe als Kranz aufgesteckt. Ich war bestimmt bald siebzehn Jahre alt, als ich die Zöpfe endlich loswerden durfte.

Ab jetzt gab es einmal im Jahr eine Dauerwelle in meine glatten Haare.

Die Kriegsjahre waren zum Glück nicht nur streng und entbehrungsreich.

An den langen Winterabenden und an Sonntagnachmittagen wurde oft Karten gespielt.

Mutter und Grossätti waren gute Jasser. Da Mutter mit ihrem gelähmten Arm die Karten nicht halten konnte, drechselte ihr Fridolin aus Holz ein Gerät, in dem sie die Karten wunderbar, halbrund, nur für sie sichtbar, vor sich aufstellen konnte. Hatte Mutter das Gestell mal nicht dabei, konnte sie sich mit zwei Kleider- oder Putzbürsten behelfen, um die Karten einzustecken.

Auch durften wir ab und zu Freunde und Soldaten heimbringen. Die Soldaten, die unter anderem auch beim Ackern halfen, waren in der Nähe stationiert und genossen etwas private Geselligkeit.

Das waren immer gemütliche Stunden, ganz besonders, wenn wir das Grammophon in Betrieb setzten und das Tanzbeins schwingen durften.

Mutter kaufte ab und zu eine neue Platte. Woher wir das Musikgerät hatten, weiss ich nicht.

Im nahen Bürgerheim gab es sogar einen Phonographen mit einem riesigen Lautsprecher.

Anni backte jede Woche einen Lebkuchen, da dessen Zutaten alles Eigenprodukte waren. Das Mehl stammte vom Getreideanbau. Der Birnenhonig wurde im Herbst aus den Teilersbirnen (eine süsse, frühe Mostbirne) eingekocht und den Nidel schöpften wir von der aufgestellten Milch ab, meist von einer Kalberkuh. Das gab den fettesten Rahm.

Das Backen im grossen Kachelofen war eine Kunst für sich. Anni erlernte in einem Kurs Sonntagszöpfe und Lebkuchen zu backen.

Auch lernte Anni Fleisch sterilisieren.

Im Sommer mästeten wir jeweils eine Sau, die im November schlachtreif war. Da es damals, anfangs der 1940 er Jahre kaum eine Möglichkeit gab, Fleisch haltbar zu machen, war Sterilisieren eine gute Sache.

Es war eine aufwändige Arbeit, die sich aber lohnte, denn später, für ein feines Mittagessen, musste das sterilisierte Fleisch nur noch warm gemacht werden. Das war besonders hilfreich während der Kirschernte oder dem Heuet, wenn die Zeit zum Kochen knapp war.

Nebst dem Fleisch wurden vor allem auch Frühbirnen sterilisiert. Das gab übers ganze Jahr, bis zur neuen Ernte, einen feinen Leckerbissen.

Gemüse aus dem Garten kam jeden Tag auf den Tisch, nebst Kartoffeln, Reis oder Teigwaren und wenig Fleisch.

Auf Tannenboden gab es immer einen grossen Gemüsegarten zu bewirtschaften. Nur Samen oder Setzlinge wurden gekauft.

Weitere Lebensmittel, wie Brot Mehl, Zucker und Fleisch soweit wir sie nicht selber produzieren konnten, mussten gekauft werden.

Während der ganzen Kriegszeit von 1939 bis 1945 war alles rationiert. Die Lebensmittelkarten und Karten für Textilien und Schuhe, wurden von der Gemeindeverwaltung zugeteilt.



Einige Beispiele von Karten der Rationierung (aus Internet)

Die Rationierung bedeute, dass man nur zugeteilte Portionen kaufen konnte, auch wenn man das Geld für mehr gehabt hätte. So stellte man sicher, dass alle Einwohner überleben konnten.

SCHWEIZERISCHE EIDGENOSSENSCHAFT

ZUSATZLEBENSMITTELKARTE

Mai 1945

Gültig vom 1. Mai bis 6. Juni 1945, ausgenommen blinde Coupons, deren Gültigkeitsdauer das KEA bei einer allfälligen Inkraftsetzung bestimmt.

Rationen der Zusatz-LK pro Mai 1945

125 gr Hülsenfrüchte	100 P.	100 P.	100 P.
100 P. Käse	250 gr Speisefett oder 2 1/2 dl Speiseöl	100 P. Fleisch, Fleischwaren oder Fleischkonserven	45

△ Gänzlich Berechtigter/innen: Weisheitscoupons können nach Wahl, jedoch ohne Anspruch auf eine bestimmte Warengattung, eingelöst werden. — Stammkarte und blinde Coupons sind bis zum Ende der Gültigkeitsdauer aufzubewahren.

Hülsenfrüchte 125 gr	Mai 1945 46	100 gr Fett oder 1 dl Öl	Mai 1945 77	Schweizer Spende	Mai 1945 77	Fleisch 25 Punkte	Mai 1945 459
Käse 100 Punkte	Mai 1945 307	100 gr Fett oder 1 dl Öl	Mai 1945 77	50 gr Fett oder 1/2 dl Öl	Mai 1945 78	Fleisch 100 Punkte	Mai 1945 457

Karte aufbewahren bis zum Ende der Rationierungsperiode

SCHWEIZERISCHE EIDGENOSSENSCHAFT

SEIFENKARTE

für Männer, Frauen und Kinder
gültig vom 1. Juli 1945 bis 6. Oktober 1945

Name und Adresse
des Inhabers:

Diese Karte berechtigt zum Ankauf sämtlicher rationierter Seifen und Waschmittel, einschliesslich synthetischer Waschmittel, Rasierseife Crème und Shampoo. Sie gibt aber keinen Anspruch auf einen bestimmten Artikel.

Wer Seife und seifenhaltige Waschmittel verwendet, enthärte zuvor das Wasser!

W Y Z X X

Um die vielen Esser satt zu bekommen, gab es vor jedem Z'Mittag und Z'Nacht eine kräftige Suppe.

Fleisch kam entsprechend dem Plan, bzw. Angebotes der Metzgerei auf den Tisch, zum Beispiel am Dienstag Rinds-oder Schweinsleber oder Kutteln.

Am Samstag kam Siedfleisch auf den Tisch, Kuhfleisch, das spätestens um halb neun Uhr schon köcheln musste, damit es um 12.00 Uhr geniessbar war. In den Sud gehörte eine besteckte Zwiebel, feingeschnittener Wirz und Rüebli. Wirz gedieh interessanterweise gut im Garten, nicht aber Weiss- und Blaukabis.

Zum Kuhfleisch, das oft trotz langem Garen nicht weich wurde, meinten meine Brüder jeweils, da wäre wieder ein Tier im stimmfähigen Alter geschlachtet worden.

Am Sonntag war ein gespickter Kuhbraten mit Kartoffelstock obligatorisch. Ebenfalls absolut verpflichtend war das Weihnachtessen an Heiligabend, Kastanien.

Die gedörrten Kastanien mussten gekauft werden. Wenigstens während einer Nacht mussten sie in viel Wasser einweichen und quellen. Danach mussten die brauen Häutchen aus den feinen Ritzen entfernt werden. Das dauerte in mühseliger Kleinarbeit mehr als eine Stunde. Bis die Kastanien gar waren, dauerte es mindestens eine weitere Stunde. Danach röstete man ein paar Löffel Zucker zu Karamell. Darin wurden die Kastanien mit Sud gewendet, bis sie die gleiche goldgelbe Farbe hatten, wie der Karamell. Zu den Kastanien servierten wir geräuchertes und gekochtes Rippli und Rosenkohl. Das war ein Festessen.

Die Tradition an Silvester war Sauerkraut mit Speck und Schüblig sowie Salzkartoffeln. Das Sauerkraut mussten wir kaufen, da der Weisskabis bei uns im Garten nicht schön wuchs.

Auf Sitenhof lernte Sepp auch Most keltern und präparieren und wurde damit ein Profi. Aus Spätbirnen fabrizierte er einen wunderschönen Saft, den er nur zu besonderen Gelegenheiten einschenkte. Ob später diese Birnensorte eingegangen ist, ich weiss es nicht.

Anfangs Mai 1945, ein paar Tage nach Kriegsende, heiratete Anni mit knapp 22 Jahren ihren langjährigen Schatz, Seppi Küttel.



3. Mai 1945

*Hochzeit von Anni mit Joseph Küttel
aus Weggis*

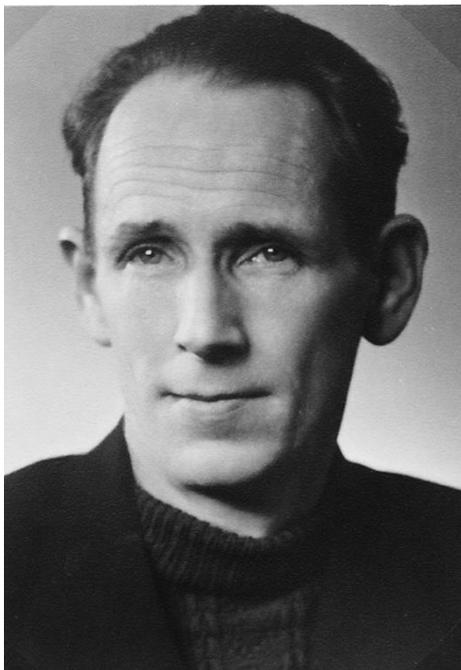
Fridolin war schon ein Jahr zuvor ausgezogen und war nun Klosterknecht auf Gerlisberg, hoch über Luzern. Dort lernte er seine spätere Frau, Otilie Käch, die Tochter des Bauern, kennen.

Hochzeit von Fridolin Hofer und Ottilia Käch

*am 14. April 1956
in der Kapelle Würzenbach,
Essen im Kloster Gerlisberg*



Res war nun auch fort. Er arbeitete als Melker auf grossen Bauernhöfen auf der Luzerner Landschaft und kam ab und zu mit einem schweren Motorrad zu Besuch. Anfangs September 1967 verunglückte er tödlich mit dem Töff.



Res oder Andreas, verunglückt 1967

Hans hatte sich im Kanton Zürich niedergelassen und arbeitete auch auf Bauernbetrieben. Der Kontakt war eher spärlich. Das war zu verstehen, denn seine Träume vom Bauern zu Hause hatten sich nicht erfüllt. Von Hans gibt es kein Foto aus dieser Zeit.



Hans Hofer mit seiner Frau Gisela, geb. Hertlin

Foto um 1990

Nach dem Krieg

Als Anni 1945 ihren eigenen Hausstand gründete, musste ich, ihre Arbeit auf Tannenboden übernehmen. Ich war gerade 20 Jahre alt.

Jetzt wurde auch ein Telefon installiert im Tannenboden. Bestimmt war der Grund, damit Anni anrufen konnte, wenn sie Heimweh hatte.

Im Frühling 1946 gab es im Tannenboden eine neue Küche mit Plättliboden. Alle drei Böden, bzw. Decken des Hauses vom Keller bis unters Dach wurden herausgerissen und ersetzt. In der Umbauzeit kochten und assen wir für ein paar Wochen im Wöschhüsli.

Der neue Kochherd, immer noch ein Holzherd, war super, wie auch der Chromstahlspültrog. Der Spültrog und der eingebaute Schrank sind heute noch, nach über siebzig Jahren, in Betrieb. Der Holz Herd mit den Pfannenlöchern wurde erst anfangs der 60er Jahre durch einen Tiba Herd ersetzt, eine Kombination von Holzfeuerung und Elektroherd.

Im Sommer 1946 kam Mutters jüngster Bruder, Jakob Heer, der in Frankreich als Käser gearbeitet hatte, etappenweise mit seiner Familie von Lothringen in die Schweiz zurück.

Auch diese Familie wurde, wie bereits 1933 der ältere Bruder Hans Heer mit Familie, im Tannenboden aufgenommen.

Hans Heer, kam bereits 1933 aus Frankreich zurück und fand im Tannenboden Aufnahme, bis in seiner Heimatgemeinde Horw Arbeit und Wohnraum für die Familie mit den drei Kindern gefunden werden konnte. Hans war ebenfalls Käser.

Bei aller Härte war es für Mutter selbstverständlich, zu helfen, wo Not war. Ihr Vaterhaus in Horw war verkauft worden, als Ätti in den Tannenboden zog.

Bei der jüngeren Schwester Anna Jenni-Heer in Sursee hatte es zu wenig Platz. Die Arbeiterfamilie lebte in engen Verhältnissen. So war es logisch, dass man im Tannenboden zusammenrückte und den Heimkehrern für die erste Zeit Aufnahme und Heimat bot.

Zuerst brachte Onkel Köbi den achtjährigen Sohn André und die älteste Tochter, die knapp 18-jährige Giselle, mit. Dabei ist er irgendwie schwarz über die Grenze gekommen.

Später holte er drei weitere Mädchen und schlussendlich seine Frau Marguerite und noch zwei Mädchen. Die Lage in Frankreich war nach dem Krieg wohl sehr schlecht.



Familie Jakob Heer-Granjean 1952



1946 Cousine Giselle mit Leny

Die Ältesten der Franzosenmädchen mussten in Haushaltstellen arbeiten, die Jüngeren wurden bei Verwandten untergebracht. Alle, ausser Jakob, sprachen nur französisch.

Jakob musste erkennen, dass sich auch in der Schweiz in den letzten zwanzig Jahren vieles verändert hatte und niemand auf Rückwanderer gewartet hatte.

Im Herbst fand er Arbeit und Verdienst als Handlanger bei seinen Verwandten in der Schreinerei Reinhard in seiner Heimatgemeinde Horw. Dort konnte die Familie dann auch eine Wohnung beziehen und einrichten. 1949 und 1952 gebar Marguerite noch zwei weitere Mädchen.

Das neue Leben war für die ganze Familie nicht einfach, besonders für Marguerite. Sie lernte nie Deutsch.

Als wir auf Tannenboden wieder Platz und freie Betten hatten, vermietete Mutter, wie schon früher, Zimmer an Arbeiter. So waren wir wiederum jeweils sechs bis sieben Personen am Tisch beim Essen.

Auch Anni kam in dieser Zeit oft mit dem kleinen Ruedi heim zum Helfen. Ihr Mann Seppi war als Chauffeur tagsüber unterwegs.



1946 Ätti mit dem kleinen Ruedi



Mutter mit Ruedi

Es gab immer wieder auch frohe und unvergessliche Erlebnisse.

Sepp entdeckte die Freude an Bergtouren. Mit Felix Sigrist, Senior von der Schwerzi und unsern Nachbarn Toni und Erwin Bühlmann vom Rütli machte er jeweils im August eine zwei- bis dreitägige Bergtour im Urnerland.

Im Sommer 1947 durfte ich auch mit. Wir wanderten von Göschenen nach Gotthard Hospiz. Früh am nächsten Morgen stiegen wir über Geröll- und Schneefelder auf den Pizzo Lucendro 2964 m, hoch. Nach dem steilen Abstieg ins Bedrettotol, wartete noch der staubige Fussmarsch nach Airolo; dort aber auch ein kühles erfrischendes Getränk.

Ausser der Minestrone und dem Morgenkaffee im Hospiz haben wir uns aus dem Rucksack verpflegt.

Obwohl wir harte Arbeit gewöhnt waren, war diese Bergtour ganz schön anstrengend. Wir waren ja nicht trainiert fürs Bergsteigen. Trotzdem, es war ein einmaliges, grossartiges Erlebnis.



Auf dem Pizzo Lucendro im Sommer 1947

v.l.

*Bühlmann Erwin vom Rütli,
Hofer Leny vom Tannenboden
Sigrist Elisabeth von der Schwerzi
Hofer Sepp vom Tannenboden
Sigrist Felix sen. von der Schwerzi*

Sepp engagierte sich auch ein paar Jahre bei der Samichlausen Gesellschaft. Als Schmutzli war er im Element, besonders in den Bauernhäusern. Kein Mädchengesicht war vor seinen schwarzen, russigen Händen sicher. Einmal wurde er von einer Magd mit Mehl bestäubt. Das war eine grosse Niederlage für einen Schmutzli und für Sepp persönlich. Ein anderes Mal gab es auf der Bescherungstour zu viele Kaffee avec und Schnäpsli, so dass Sepp zu müde wurde und im Hausgang der Schwerzi seinen Rausch ausschließ.

Sepp, der dritte Bauer auf Tannenboden

Entscheidungen – Erwachsenwerden

1947 war und wurde ein ereignisreiches Jahr, auch für mich.

Am 23. Juni 1947 wurde der Tannenboden an Sepp überschrieben. Dieser Entscheidung wurde notwendig, nachdem Hans, der älteste Halbbruder wiederholt seine Ansprüche stellte, den Hof übernehmen zu wollen.

Wie ich schon schrieb, hatte Hans aber eigenwillige Vorstellungen und trug der Tatsache nicht Rechnung, wie hart während seiner Abwesenheit im Tannenboden gearbeitet worden war.

Allein der Gedanke, dass die ausziehen sollten, die ihm nicht in sein Konzept als Bauer passten, um ihm Platz zu machen, das brachte die «Tannenbödeler» recht gegen Hans auf.

Sepp hatte ja, seit er sechzehn Jahre alt war, nebst der Mutter, die Arbeit und Verantwortung im Betrieb übernommen. Dies, obwohl er damals viel zu jung und ohne ausreichende Schulbildung war.

Alle Geschwister, respektive die Ehemänner von Marie und Anni, Josef Dähler und Josef Küttel, unterschrieben den amtlichen Vertrag und eine Verzichtsurkunde.

Nach geltendem Recht bis Ende des 20. Jahrhunderts, bis 1988, durften verheiratete Frauen nicht selber unterschreiben.

Hans wurde immerhin ein Vorkaufsrecht eingeräumt, falls Sepp es nicht packen würde oder der Hof aus einem andern Grund veräussert werden müsste.

Eine weitere Regelung war, dass wenn Sepp in den nächsten 15 Jahren Land oder die Liegenschaft verkaufen würde, Mutter und Geschwister ein Anrecht auf einen ausbezahlten Anteil hätten.

Sepp übernahm mit dem Hof auch das Wohnrecht für seine Mutter Christina und deren Vater, Grossvater Josef Heer, der damals 78 Jahre alt war.

«Ätti», wie Grossvater genannt wurde, lebte und arbeitete ja bereits seit über 20 Jahre auf dem Tannenboden.

Das hiess, Sepp hatte für den Unterhalt dieser Angehörigen zu deren Lebzeiten vollumfänglich aufzukommen.

Die AHV gab es noch nicht, sie war erst in Planung.

Mutter verwaltete nach wie vor die Finanzen, denn Sepp hatte ja genug Arbeit in Feld und Stall.

Klar, dass alle wichtigen Dinge zwischen den Beiden besprochen wurden und ich trotz Ohren spitzen, wenig mitbekam.

Ich hatte ein Anrecht auf Lohn, der aber nie in Bargeld ausbezahlt wurde. Mutter versprach mir, wenn ich mal heirate, dafür die Aussteuerwäsche zu kaufen, wie sie es schon für Anni gemacht hatte.

Da Mutter zu ihrer Zeit in einen kompletten Haushalt eingehiratet hatte, war ihr die Freude und das Vergnügen, eine eigene Aussteuer auszusuchen und anzuschaffen, verwehrt geblieben. Dieses Vergnügen musste sie doch endlich nachholen bei ihren Töchtern.

Im Herbst 1947 durfte ich das Servieren lernen und im Restaurant Schönau, das damals ein beliebtes Ausflugslokal im Megger Oberland war, als Aushilfe arbeiten. Nach einem einwöchigen Servicekurs im November 1947 konnte ich auch im Gasthaus Kreuz an grossen Essen und Unterhaltungsabenden servieren.

Diese Nebenarbeiten und der Verdienst machten mir viel Spass und Freude, nicht nur, weil ich endlich ein paar eigene Franken hatte und diese aufs Sparbüchlein bringen konnte. Ich kam so unter die Leute und lernte Neues kennen. Auch später als junge Hausfrau und Mutter waren mir diese Tätigkeit und der Zusatzverdienst sehr willkommen.

Ebenfalls 1947 im Spätsommer bekamen wir einen neuen Zimmerherrn. Alois Wyss hatte bei Schmid, Baugeschäft in Meggen, die Stelle als Lastwagenchauffeur übernommen und wünschte, in einem Bauernhaushalt zu logieren.

So lernte ich meinen zukünftigen Mann kennen und lieben.

Diese Zeit der Bekanntschaft war nicht immer nur Freude, denn Mutter wachte mit Argusaugen über uns, und wie schon bei Annis Bekanntschaften, bekam auch ich viele Predigten und Ermahnungen zu hören.



1948 jung verliebt

Leny und Alois Wyss

Ob Sepp es leichter hatte, wenn er nach einem Tanzabend ein Mädchen heimbegleitete und es dann wieder besuchen wollte?

Oder die paar Wochen im Herbst 1946, als er sich in seine Franzosen Cousine Christiane verliebte?

Ich weiss es nicht, meine aber, dass Mutter auch Sepp genauestens überwacht hatte.

Seit Jahren wurden die meisten Gespräche zwischen Mutter und Sepp während der Melk- und Fütterungszeit geführt.

Das war damals alles Handarbeit und so konnte Sepp nicht in eine andere Arbeit flüchten. Und ich war im Haus tätig und bekam so wenig mit.

Anfangs Januar 1949 heirateten Alois und ich und wohnten noch im Tannenboden, bis wir Mitte März unser bescheidenes erstes eigenes Heim beziehen konnten. Die kleine Dachwohnung war im alten Binsböschenhaus, direkt gegenüber der Magdalenenkirche in Hintermeggen.

Die Wintermonate davor durfte ich nutzen, um meine Aussteuerwäsche zu nähen. Alois kaufte und schenkte mir eine Bernina Nähmaschine. Diese Maschine war fast luxuriös, denn sie besass schon Zick-Zack Funktion und war in einem eleganten Möbel untergebracht. Sie leistete treue Dienste bis in die 80er Jahre hinein.



10. Januar 1949

Leny und Alois Wyss-Hofer

Haus Binsböschen



Als Arbeitersatz für mich musste eine Magd als Haushalthilfe eingestellt werden, denn es war noch keine junge Frau da im Tannenboden und auch nicht in Aussicht, die den Haushalt hätte übernehmen können.

Dann im Jahre 1950/51 war es endlich soweit für Sepp, den Bauer auf Tannenboden. Die junge Braut, Magdalena (Leni) Wagner von Grosswangen, war Köchin im damaligen Frauen-Altersheim Gottlieben.

Am 8. Oktober 1951 läuteten im Melchtal die Hochzeitsglocken für das junge Paar. Sepp war 30 Jahre und Leni 25 Jahre alt.

*Hochzeit von Leni und Sepp
Hofer-Wagner*

8. Oktober 1951 im Melchtal



Eine neue Aera begann auf Tannenboden. Für Mutter war es schwer, ins zweite Glied zu treten und zwei Frauen kämpften nun um Sepps Gunst und Zuneigung.



*1951 Mutter, Leni Hofer-Wagner, Sepp
an der Scheideggstrasse*

Schon immer hatte Mutter Kritik schlecht ertragen. Sepp, geprägt durch Gene und Erziehung, reagierte ähnlich.

Als er zum Beispiel, als Bauer in die Ortsplanungskommission gewählt wurde, vertrat er dort seine Meinungen oft sehr laut und undiplomatisch.

Dass die Schwiegermutter und der Ätti mit am Esstisch und im Haushalt lebten, nagte zeitlebens an Leni und war bestimmt nicht leicht für sie.

Die Rivalität zwischen den beiden Frauen wurde auch nicht kleiner, als die Grosskinder anrückten. In elf Jahren gab es acht Schwangerschaften und Geburten. Das dritte Kind wurde tot geboren.



*1965 Tannenbodenkinder
Richard, Pius, Niklaus, Joseph, Brigitte, Rita, Madeleine*

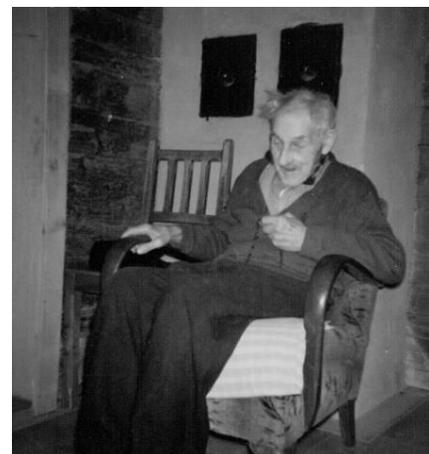
Die Arbeit in Küche und Haushalt häufte sich. Dazu kam die zunehmende Altersschwäche von Ätti. Über Jahre wurde er von Christina und zum Teil von der jungen Frau betreut und gepflegt. Ich glaube nicht, dass er ernstlich krank war. Es war eher ein Ausleben. Am 4. Mai 1963 konnte er sterben im hohen Alter von fast 94 Jahren.



Ätti Heer

*Josef Heer
1869 - 1963*

*Beim «Bürdeli»
machen und
später im
Lehnsessel am
warmen Kamin*



Lebensabend von Mutter Christina

Endlich konnte Mutter Ferien machen. Zwei bis drei Mal weilte sie im „Hof“ in Gersau.

Anni, die damals mit ihrer Familie in Dallenwil wohnte, machte immer wieder ein Plätzchen frei für einen Aufenthalt für Mutter.

Ebenso konnte Mutter oft eine der Surseer Nichten, Marta Steinacher-Jenny in Laufenburg für mehrere Tage besuchen.

Auch fand Mutter Gesellschaft mit zwei Nachbarinnen für den Sonntagsspaziergang.



Christina Hofer-Heer 1967

Mutter fiel es immer schwerer, sich daheim auf dem Tannenboden wieder einzugewöhnen, wenn sie weg gewesen war.

Anfangs der 70er Jahre plante Meggen, ein modernes Altersheim zu bauen. Wir, die Töchter, konnten Mutter überzeugen, ihren Lebensabend dort zu verbringen.

Im Oktober 1974, mit 78 Jahren, einen Monat nach der Eröffnung, zog Mutter im Sunneziel ein. Sie lebte sich gut ein und oft rühmte oft, dass sie es ihr Leben lang noch nie so gut und schön gehabt habe. Sie lernte auch nette Tisch- und Zimmernachbarinnen kennen.

Bekam Mutter Besuch, gehörte der ihr nun ganz allein.

Die Gerlisberger kamen oft und wie manchen Sonntagnachmittag verbrachten Alois und ich mit Mutter beim Kartenspiel oder Halma. Auch die Enkel besuchten Grossmuetti öfters in ihrem heimeligen Zimmer. Leider gab es damals noch keine Cafeteria im Sunneziel.



auf dem Balkon im Sunneziel



1977 mit Enkelin Helen und Urenkel Christof

Drei Jahre konnte Mutter das schöne Zimmer geniessen. Im Herbst 1977, als vermehrt Altersbeschwerden auftraten, wurde ein Umzug in die Pflegeabteilung nötig.

Dort starb Mutter am 26. September 1978 mit 82 Jahren und zwei Monaten friedlich. So wurde sie von ihren immer stärker werdenden Altersbeschwerden erlöst.

Pius, der vierte Bauer auf Tannenboden

Am 27. März 1985 verkaufte Sepp Hofer seinen Hof dem dritten Sohn, Pius. Pius war mit 27 Jahren ein junger Bauer, doch es war an der Zeit, seine eigene Existenz aufzubauen und die obere Wohnung im Haus zu erstellen.

Im Sommer 1987 heiratete Pius Brigitte Schmid aus Haltikon, Küssnacht. In den nächsten Jahren kamen drei Mädchen (Angelica, Carmen und Silvia) und ein Knabe (Marcel) auf die Welt.

1987 Pius und Brigitte

*Der Tannenboden ist ausgebaut.
Eine Wohnung im 1. Stock für die
Eltern, im 2. und 3. Geschoss eine für
die junge Familie.*



Das Anwesen war einfach zu klein für eine erfolgreiche Bewirtschaftung. Dazu wurden die gesetzlichen Bestimmungen zu Tierhaltung, Gewässerschutz und Kanalisation immer aufwendiger. Am 1. April 1998 kaufte Pius einen Betrieb in Malange, Frankreich.

In den nächsten 19 Jahren waren der Tannenboden und die obere Wohnung fremd vermietet.

Tannenboden heute

Im Januar 2017 mieteten Angelica Hofer und ihr Freund Lukas Zurmühle den Tannenboden vom Vater Pius Hofer und bewohnen nun die grosse Wohnung.

Zur Autorin



Leny Baer-Wyss, geb. Hofer, meine Mutter, kam am 14. April 1925 auf dem Tannenboden in Meggen zur Welt. Mit Ausnahme von wenigen Monaten, verbachte sie ihr ganzes Leben in Meggen, wo sie heute noch, geistig und körperlich rege, in einer altersgerechten Wohnung lebt.

Menschen, die ihr etwas bedeuten, somit ihre ganze Familie und Verwandtschaft waren und sind meiner Mutter ans Herz gewachsen.

Sie freut sich an den Erfolgen und teilt schwierige Situationen mit ihren Lieben.

Geschichten von Menschen bedeuten meiner Mutter viel. Mit Leidenschaft hat sie, vor allem jetzt im Alter, Episoden erzählt und auf Wunsch auch aufgeschrieben.

So entstand dieses Buch.

Auf meine gezielten Fragen, bekam ich erst zögerlich Antworten. Dann packte es meine Mutter so richtig. Mit wachsender Begeisterung verfasste sie in ihrer akuraten Schrift Woche um Woche neue Notizen, die ich verarbeiten konnte.

Unzählige Diskussionen über den richtigen Inhalt und den richtigen Wortlaut, haben uns beschäftigt und weiter zusammenwachsen lassen. Ihre Sorgfalt, niemanden, auch nach seinem Tod, zu verletzen, das wurde mir zum Gebot.

Ich bin voll Dankbarkeit über die intensive, gemeinsame Zeit, die in diesem Buch gipfelt.

Mai 2017 Helena von Allmen-Wyss

Hier eine Schriftprobe der akuraten Handschrift:

Wenn die Holzersaison zu Ende war, half Sepp als Tagelöhner auf dem Sittenhof. Da war mal der Melker oder der Kammer im Militär. Diese Aushilfsarbeit gefiel Sepp gut und er konnte einiges dazu lernen und gute Ratschläge nach Hause bringen. Auf dem Sittenhof waren zwei Pferde zum einspannen und fuhrwerken, aber auch ein Autostraktor, ein umgebaulter P.W. Sepp lernte auch diesen fahren und irgendwann konnte er ihn kaufen. Für den Tammunboden war das ein Fortschritt, denn bis dahin wurden bei uns Kühe vor dem Gras- und Heumwagen gespannt.

Im Sommer 1945 ~~oder~~ ~~to~~ kam Sepp auf die Idee, ich müsste den Traktor fahren können, dass er es beim „Heuladen“ leichter und schneller hätte. Ich aber hatte von Maschinen keine Ahnung und das Zehenspitzengefühl fehlt auch. So blieb es bei dem einen Versuch, denn Sepp fehlten Zeit und Geduld.

Die Kriegsjahre waren nicht nur streng und entbehrungsreich. An den langen Winterabenden und am Sonntagnachmittag wurde oft Karten gespielt, Mutter und Grossätti waren gute Jassler. Auch durften wir Freunde und Soldaten heimbringen. Das waren immer gemütliche Stunden und besonders wenn wir den Gramophon in Betrieb setzten und unsere Tangbeinschwingen durften. Mutter ~~brachte~~ ^{kaufte} oft eine neue Platte. ~~hinn~~. Ami buck jede Woche einen Lebkuchen, dessen Zutaten doch Eigenprodukte waren. Das Mehl vom Getreideanbau, der Birnenhonig wurde im Herbst aus Teilersbirnenmost eingekocht, (eine frühe, süsse Mostbirne) und die Nidel schöpften wir von der aufgestellten Milch, meist von einer Kalberkuh.

Auf Sittenhof lernte Sepp auch Most kellen und präparieren und wurde ein Profi. Aus Spätkernen fabrizierte er einen wunderschönen Saft, den er nur zu besonderen Gelegenheiten einschenkte. Ob später diese Birnensorte eingegangen ist, ich weiss es nicht.

Erwähnte Personen mit Stammdaten

aus Stammbaum der Hofer von Meggen und Luzern

Ausgabe vom 31.05.2002

A.M. Rosa	1831 (starb jung)	8.96.1
Alois (ledig, Mitbesitzer Tannenboden)	1832-1914	8.69.2
Maria	1833 (heiratete auswärts)	8.69.3
Josef I.	1835-1835	8.69.4
Josef II. (unser Urahn)	1839-1908	8.69.5
Anna Barbara	1872-1934	9.89.1
Mädchen +	1873	
Josef	1875	9.89.2
Josef (langer Seppi)	1908-	10.44.1
Walter	1912-1974	10.44.2
Rosa Hofer-Hofer	1876-1932	9.89.3
Adolf Hofer, Rotmatt	1876-1930	9.51.3
Rosa (Rösly)	1918-2012	10.8.1
Marie Scherer-Hofer	1879-1959	9.89.4
Maria Fuchs-Scherer	1907-1989	10.46.1
Jost	1881-1978	9.89.4
Johann (2. Bauer auf Tannenboden)	1883-1932	9.89.5
Hans	1916-1997	10.48.1
Marie Sigrüst (Burg)	1892-1919	9.76.2
Barbara Sigrüst-Hofer (Bläuhalde)	1860-1922	8.67.10
Fridolin (Dichter)	1861-1940	8.67.11
Marie Dähler-Hofer	1917-1942	10.48.2
Maria Christian Dähler	1941	11.48.1
Fridolin	1918-1997	10.48.3
Josef (3. Bauer auf Tannenboden)	1921-2008	10.48.4
Joseph	1953	11.50.1
Niklaus	1954	11.50.2
Madeleine Velden-Hofer	1957	11.50.3
Pius (4. Bauer auf Tannenboden)	1958	11.50.4
Angelica	1988	12.124.1
Carmen	1990	12.124.2
Silvia	1991	12.124.3
Marcel	1995	12.124.3
Richard	1959	11.50.5
Rita	1960	11.50.6

Brigitte	1962	11.50.7
Andres	1922-1967	10.48.5
Anni Küttel-Hofer	1923-1996	10.48.6
Ruedi Küttel	1946	11.51.1
Leny Baer-Wyss, geb.Hofer	1925	10.48.7
Helena von Allmen-Wyss	1951	11.53.2
Ulrich	1885-1931	9.89.6
Otto	1910-1988	10.49.1
Anna Meyer-Hofer	1913-	10.49.2
Gertrud Mancini-Hofer	1916	10.49.3
Marcel	1923-	10.49.4
Knabe+	1889	
Karl	1892-1982	9.89.6
Karl	1920-	10.50.1
Rosmarie	1927-2014	10.50.2
Max	1929-	10.50.3



TANNENBODEN IN MEGGEN